C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

Fünfter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

Inhalt.

Der Todesengel. 1814. . S. 1
Vergib uns unsre Schuld. 1814. — 77
Der schwarze See. Ein Nachtstück. 1815. . . . . — 155
Das Gastmahl. 1815. . . — 205
Das Schwert und die Schlangen. Ein Mährchen in acht Kapiteln. 1816. — 247

Der Todesengel.

1814.

Meister Trymms, des Goldschmidts Haus schaute nach dem freien Platz hin vor dem Dome. Der Wind hatte in der Nacht draußen sein wildes Spiel, heulte durch die Thurmluken und warf den Regen an die Fenster. Maria saß mit Frau Susannen, ihrer Amme, beim Spinnrad und sang:

Der Wind fährt über die Haide,
Wohl über ein offenes Grab:
Zwei blutige Herzen voll Leide
Die schaufeln sie dort hinab.

„Was habt ihr denn heute mit euerm traurigen Liede?“ unterbrach sie Susanna. „Singt was lustiges, daß die Zeit vergeht.“

Maria holte tief Athem. „Mir ist heut so bange,“ sprach sie, „als stünd' mir ein Unglück zu.“

„Es ist heut der Sterbetag eurer Mutter,“ entgegnete Susanna und blickte nach einem Bilde von Mariens Mutter empor, welches an der Wand hing. — „Da seyd ihr von jeher traurig gewesen. Doch denkt auch daran, daß ihr eine Braut seyd, so mögt ihr wohl fröhlich werden.“

„Eine Braut, die ihren Bräutigam nicht kennt!“ seufzte Maria.

Indem trat Meister Trymm langsam zur Thür herein, stellte die Lampe auf den Tisch und ließ sich schweigend in den Lehnstuhl nieder.

„Was fehlt euch, Vater?“ rief Maria: „Ihr seht so bleich aus.“

Meister Trymm antwortete nicht, sondern schaute starr vor sich hin. „Wieviel ist es an der Zeit?“ fragte er über eine Weile. — „Acht Uhr vorbei!“ erwiederte Susanne. — „Acht Uhr!“ wiederholte er nachdenklich. „Vier Stunden also noch sind diesem Tage gegeben!“

„Wollt ihr nicht zu Nacht essen?“ fragte Susanne. „Oder ich sollte wohl sagen, zu Mittag; denn ihr steckt ja seit zwei Tagen wieder ohne Unterlaß in dem geheimen Kämmerlein, und vergeßt Essen und Trinken bei euern über- oder unterirdischen Dingen.“

Meister Trymm schwieg eine lange Weile; endlich streckte er die Hand nach seiner Tochter aus und sprach: „Maria, mein Kind, komm' zu deinem Vater!“

Maria stand schnell auf und ergriff die dargebotene Hand freudig, obwohl heimlich verwundert über des Vaters ungewohnte Milde und Freundlichkeit.

„Uns steht heute wichtiges bevor,“ hub er hierauf an. „Das Schicksal klopft an unsere Thür; die

Zeichen stellen sich wunderbar, doch kann ich nicht erforschen, ob uns zum Heil oder zum Verderben. Allein halt' ich sie mit dem Traum in der vergangenen Nacht zusammen, da ich meinen Tod sichtbar über unsere Schwelle schreiten sah, so kann ich nicht anders glauben, als daß die Sanduhr abgelaufen und heute noch mein Ende nahet. Vielleicht, daß in diesem Augenblick, wo ich mit dir spreche, der Todesengel schon zu meinem Haupte steht!"

Das bange Gefühl, welches Marien schon lange das Herz zusammenpreßte, brach jetzt in Thränen hervor, und die Amme rief: „Was ist das denn heute für ein schwarzer Tag? Beinahe kommt mir selbst ein Grausen an vor eurem Todesengel."

Da schellte es draußen an der Hausthür. Maria schauderte sichtbar zusammen; Meister Trymm fuhr erschrocken auf, und Susanne nahm zögernd die Lampe und ging, nach dem späten Besucher zu sehen. In dem Gemach blieb's todtenstill, daß man den Holzwurm picken hörte. Die Hausthür ward endlich aufgeschlossen, eine fremde Stimme ließ sich vernehmen, hastige Schritte kamen die Treppe herauf, und Susanne trat herein, einen Brief in der Hand.

„Da kommt euch Nachricht," rief sie, „von euerm alten Freunde in Braunschweig. Der Bote begehrt, euch selbst zu sprechen." Und hinter ihr herein schritt ein junger Mann von hohem Wuchs, wohlgekleidet,

verneigte sich und sprach zu Meister Trymm sich wendend: „Herzlichen Gruß voraus von euerm werthen Freunde; was sein und mein Begehr an euch ist, das werdet ihr in dem Briefe finden.„

Der Alte brach den Brief, und überlas ihn schnell; sein Gesicht erheiterte sich, seine Augen funkelten, er sprang auf, ging mit großen Schritten ein paarmal hin und her, und las dann wieder. „Das war es also,“ rief er aus, „das war's? Nun, Gott sey gepriesen! Ja, das kann wichtig werden. Die Zeichen standen uns zum Heil. Seyd mir willkommen!“

Er hieß Susannen das Nachtessen beschicken, Marien für des Gastes Bequemlichkeit sorgen. „Ihr begehrt bei mir zu arbeiten?“ fuhr er dann wieder zu dem Fremden gewendet fort, doch öfters noch in den Brief schauend. „Nun wohl, seht zu, ob's euch bei mir gefällt. Meister Eckard weiß viel Gutes von euch zu sagen. Ihr seyd gern gesehen.“

„Seitdem ich soviel von euern kunstreichen Arbeiten vernommen,“ entgegnete der Fremde, „besonders seit ich den goldnen Becher gesehen, den ihr für Herzog Christian gefertigt, hatte ich nirgend Ruhe: ich mußte euch selber kennen lernen.“

„Deß werdet ihr nicht sonderlich Gewinn haben,“ lächelte der Alte. „An einem rechten Kunstwerk ist allzeit mehr als an dem Künstler selbst. Zudem ist

die Zeit schon ziemlich lange vorbei, wo ich mich solchem Treiben einzig ergeben hatte. Kinder vergnügen sich an der Schaale, der reife Verstand sucht nach des Lebens goldnem Kern."

Indeß sie also sprachen und der Fremde mit Verwunderung des Alten letzte Worte vernahm, ging Maria, ihres Vaters Befehl vollführend, ab und zu, und musterte mit verstohlenen Blicken den späten Gast. Es war ihr, als erhübe sich ein seltsamer Streit in ihrem Innern, sie fühlte sich von ihm zugleich angezogen und zurückgestoßen, und so oft sie das schöne, aber bleiche Gesicht, von dunkeln Locken umgeben, und die düster glimmenden Augen betrachtete, konnte sie sich des Gedankens an den Todesengel nicht erwehren, von dem der Vater erst gesprochen.

Seine Augen hafteten über Tische, wenn er sich unbemerkt glaubte, einigemal auf ihr. Sie fühlte, wie das Blut ihr nach den Wangen stieg und, gleich als erschräk' es vor seinen Blicken, plötzlich wieder nach dem Herzen zurückfloh.

Meister Trymm war zerstreut und eilte, und hatte kaum das Gebet gesprochen, als er Susannen befahl, den Gast, der müde seyn werde von der Reise, nach seinem Schlafgemach zu geleiten. Er aber griff nach dem Schlüsselbund, hieß seine Tochter

zu Bette gehen und begab sich nach dem Laboratorium.

Der Freund in Braunschweig war auf höchst wichtige Entdeckungen und in der That dem ächten grün und güldischen Löwen auf die Spur gekommen, wie er dies vermöge ihres Vertrags und ihrer Freundschaft in dem Briefe mitgetheilt, und Meister Trymmen brannte das Herz vor Verlangen, die Wahrhaftigkeit jener Versuche durch den Schmelztiegel zu erproben, und vielleicht selbst das Werk zur Auferstehung zu bringen.

Als Frau Susanne von der Begleitung des Gastes zurückkam, floß ihr Mund über von dessen Lobe: sie konnte kein Ende finden, seine Schönheit und Freundlichkeit zu preisen; Maria aber seufzte und schwieg, wandte Müdigkeit vor, und schlich nach ihrem Kämmerlein. Doch der schöne Todesengel hielt noch lange den Schlaf von ihren Augenliedern fern.

Also war nun Meister Trymms Hausstand, der sich seit dem Tode von Mariens Mutter immer mehr und mehr ins Enge gezogen hatte, wieder um eine Person vergrößert. Meister Trymm, der, andern Dingen ergeben, wenig Lust mehr zu Betreibung seiner Kunst verspürte und dennoch ihrer bedurfte,

war froh, einen willigen und geschickten Arbeiter gefunden zu haben, dessen Schultern er die lästige Sorge für den Lebensunterhalt gänzlich auferlegen konnte; Frau Susanne freute sich, daß nun wieder ein neuer Trieb in das abgestorbene Leben kommen sollte, Maria aber, der Einsamkeit und Beschränktheit seit lange gewohnt, fühlte durch die Gegenwart des Fremden sich in ihrem bisherigen Wesen seltsam gestört und behindert. Das widerstreitende Gefühl, welches sie bei seinem ersten Anblick ergriffen hatte, wollte auch bei öfterm Beisammenseyn nicht von ihr lassen, und obgleich sein bescheiden ehrerbietiges Betragen, sein stiller Eifer, ihr zu dienen und gefällig zu seyn, die Neigung, die sie wider Willen zu ihm hinzog, mit jedem Tage vermehrte, so hielt doch die geheime Scheu, die sich allzeit abwehrend vor ihn stellte, mit jener gleichen Schritt, ja es schien, als ob beide wechselseitig auseinander Kraft und Wachsthum schöpften.

So kam es denn, daß Wolf, der neue Hausgenosse, schon geraume Zeit mit Marien unter einem Dache lebte, ohne daß, außer Gruß und Gegengruß, oder etwa einem halblauten Dank für einen stumm geleisteten kleinen Dienst, irgend ein Wort zwischen beiden gewechselt worden wäre. Ihm auf seiner Seite war Maria vom ersten Augenblick an als ein wundervolles Heiligenbild erschienen, dem in

stiller Andacht und frommer Ehrfurcht zu dienen, sein Leben bestimmt sey, das ihm nun erst zum wahren Leben aufgegangen dünkte. Die Vergangenheit, die ihm theils bei einem strengen Vater, theils nach dessen Tode, in drückender Abhängigkeit von der Außenwelt ziemlich freudenleer verstrichen, kam ihm jetzt vor, wie ein starrer Winter, seine Gegenwart aber wie ein herrlicher Lenz voll schwellender Knospen und Blüthen, voll Sehnsucht und heimlicher Ahndung, über dem Mariens Augen wie ein klarer blauer Himmel standen, erweckend und belebend. Es war ihm, als ob ein neues Licht die Welt verklärte, und er wunderte sich oft selbst über die Bedeutung, die alles um ihn her gewonnen hatte. Besonders aber schien ihm in der Kunst ein neuer Morgen aufgesproßt. Die Art, wie er sie bisher betrieben, genügte ihm nicht länger. Er fühlte, daß sie höhere Zwecke haben müsse, als lediglich die Dienerin des armen Lebens zu seyn: er ahnte den gemeinsamen Ursprung, das gemeinsame Ziel aller Künste, und es ergriff ihn ein heißer Trieb, etwas Würdiges hervor zu bringen, und was in seinem Innern glühend lebte, auch außer sich darzustellen.

Um desto verletzender mußten daher jetzt gerade die wunderlichen Reden Meister Trymms auf ihn wirken, der an allen Dingen zu tadeln fand, und was jenem das Höchste dünkte, mit Geringschätzung

ansah, oder spottend in den Schlamm irdischer Verhältnisse herabzuziehen suchte.

„Das klingt gut,“ — sagte er einst, als Wolf einmal seine Gedanken laut werden ließ; — „es ist aber eitel Klang, und nicht ein Kind mag sich daran satt essen. Und wenn ihr euer ganzes Leben an eure sogenannte Kunst setzt, kein Mensch bezahlt's euch! Sie danken's euch nicht einmal. — Es ist aber nur Spielwerk,“ — fuhr er fort, — „der bunte Staub gleichsam auf den Flügeln der Welt und weit entfernt von dem innersten Wesen, das freilich nur wenigen Auserwählten gegeben ward zu ergründen.“

Mit solchen und ähnlichen Worten erregte er oft in Wolfs Innerm Widerstreit und Unzufriedenheit, die sich zuletzt aber allzeit gegen ihren Urheber kehrten, vor dessen entweihendem Blick jener nun Gedanken und Empfindungen sorgfältig in seiner Brust verschloß und treu seinem Streben und seiner Liebe ergeben blieb.

So waren wohl drei Monden hingegangen, als Meister Trymm, eines Abends sich zu Tische setzend, freundlich zu seiner Tochter sprach: „Nun Maria, rüste dich, deinen Bräutigam zu empfangen. Er wird in wenigen Tagen hier seyn.“ Maria erbleichte und schwieg, und indem sie nach einer Weile die Augen schüchtern emporschlug, sah sie, daß Wolf

mit gesenktem Haupt und starrem Blicke regungslos wie ein Steinbild auf seinem Stuhl saß.

„Du kennst ihn zwar nicht," fuhr der Alte fort, „allein ich kenne ihn und hoffe, du wirst zufrieden seyn mit meiner Wahl. Er ist von stattlichem Ansehn, ist wacker und, vor allen Dingen, er ist reich. Ich denke, einer solchen Dreieinigkeit kann der Himmel in der Ehe nicht fehlen."

Wolf stand hastig auf und verließ das Gemach. Meister Trymm fuhr in dem Lobe des Bräutigams fort und ordnete mancherlei zu seinem Empfang an. Maria hörte mit gepreßtem Herzen zu und als ihr Vater endlich, wie er pflegte, gleich nach dem Essen hinweggegangen war, umfaßte sie ihre Freundin Susanne, legte den Kopf an ihre Brust und brach in Thränen aus.

„Armes Kind," rief Susanne," ich weiß wohl, was dir das Herz bricht. Ach deine Mutter dort," — sie zeigte auf das Bild an der Wand, — „sie wußte auch davon zu sagen. Gott behüte dich vor ihrem Schicksal!" — Und damit sie noch einmal umarmend, ging sie hinweg. Maria aber, von einem ihr unbekannten Gefühl bedrängt und verwirrt, warf sich Trost und Hülfe suchend vor dem Bilde der geliebten Mutter auf die Knie und streckte die Arme flehend nach ihm aus.

Das Bild schaute mit trüben, wehmüthigen Blicken auf sie nieder und wie das zitternde Licht der Lampe darüber hinlief, kam es ihr vor, als finge es an zu leben und sich zu regen, und je länger sie hinsah, desto gewisser ward es ihr, ja es schien endlich die Lippen zu öffnen und mit ihr zu sprechen, so daß sie ein leichter Schauder überlief. Indem öffnete sich hinter ihr die Thür, Maria sprang erschrocken empor, und vor ihr stand Wolf, die Blicke zur Erde gesenkt. Maria schlug gleichfalls die Augen nieder, als sie ihn gewahrte, ihr Herz klopfte, als wollt' es aus der Brust springen, und so standen sie beide eine Weile sich gegenüber. Endlich trat Wolf näher und sprach mit zitternder Stimme: „Ich komme, euch Lebewohl zu sagen. Ich muß fort und bitte euch, ihr wollet dieses Kreuzlein, das ich für euch gearbeitet, auch von mir annehmen und meiner zuweilen gedenken."

Er überreichte ihr dabei ein kleines Crucifix von Silber und Ebenholz und von der kunstreichsten Arbeit. Maria zögerte, es anzunehmen. „Ich bitte euch, nehmt es doch von mir," sprach er flehend. „Für euch war es von Anfang an bestimmt; der Gedanke an euch hat sich unter der Arbeit tausendfach damit vereinigt und verschmolzen, ja ihr allein einigen Werth gegeben, und niemand anderm kommt es zu."

Maria nahm es aus seiner Hand, unter ihren gesenkten Augenliedern drängten sich Thränen hervor und mit leiser Stimme sprach sie: „Ihr wollt von uns scheiden?“

Als er ihre Thränen sah, ergriff er ihre Hand und bedeckte sie mit heißen ungestümen Küssen; bei ihrer Berührung aber schlug die lang verhaltene Leidenschaft in unbändiger Flamme empor. Er gebot seinem Herzen nicht länger, umfaßte Marien und rief: „Mein bist du, Maria, mein! Kein anderer soll dich besitzen! Du bist mein, und sollt ich dich durch ein Verbrechen erkaufen!“ — Maria sah ihn erschrocken an, und vor der wilden Glut, die aus seinen Augen brach, zurückbebend, suchte sie ängstlich sich von ihm loszumachen. Da warf er sich vor ihr nieder und bedeckte sein Gesicht, und indem Maria von Angst, Liebe und Mitleid gleich heftig bewegt, sich in der Verwirrung zu ihm herabneigte, ihn aufzuheben, schaute er empor, ihre Lippen begegneten sich und im ersten Kusse zuckte ihr Leben in einander.

In demselben Augenblick entstand an der Wand, wo das Bild von Mariens Mutter hing, ein heller heftiger Schall wie von einem Schlage. — Maria riß sich erschrocken aus Wolfs Armen, auch Wolf sprang auf und schaute mit verstörten Blicken um sich. Es war, als ob eine bange Ahnung sich wie

eine Kluft zwischen beide würfe: keins wagte mehr dem andern zu nahen.

„Das ist mein Schicksal," sprach Wolf mit Bitterkeit, „das überall störend und zerreißend in mein Leben greift."

Susanne kam herein, des Vaters Rückkehr meldend, und da Wolf noch immer wie ein Gebannter auf seinem Platz blieb, nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn schnell durch eine Seitenthüre mit sich fort.

Meister Trymm trat mit ernster Miene in das Zimmer nnd nachdem er sich gesetzt hatte sprach er: „Das war ein seltsamer Schlummer, der mich heute beim Lesen überfiel, als ich kaum angefangen. Mir träumte von deiner Mutter." Er sah bei diesen Worten nach dem Bilde empor. „Was ist das?" rief er aus, stand auf und trat mit der Lampe vor das Bild.

Maria blickte hin und sah nicht ohne Entsetzen, daß es, auf Holz gemalt, mitten voneinander gesprungen war und die geliebten Züge der Mutter in seltsamer Entstellung erschienen. Meister Trymm schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „Das trift wunderlich zusammen. Gott wende Unglück von uns!"

Die Ankunft des Bräutigams verzögerte sich indeß von Tag zu Tage; von Wolfs Abreise war die Rede nicht mehr, und das Verhältniß der Liebenden ging im Verborgenen den gewöhnlichen Gang und wurde immer vertrauter. Denn obwohl die Scheu, welche Wolfs erster Anblick erzeugt hatte, Marien auch jetzt noch, oft in seinen Armen selbst, überfiel und sie emporschreckte, ja obgleich das Bild der Mutter ihr jeden Tag mit einer stillen Warnung entgegen zu treten schien, so diente dies der einmal erwachten Leidenschaft, weit entfernt ihr ein Hinderniß zu seyn, vielmehr nur zu Vergrößerung ihrer Gewalt, und die Liebe drang schmerzlich und nicht ohne Kampf, aber eben darum nur desto tiefer in Mariens Herz.

Eines Sonntags, da Meister Trymm am Fenster stand und Maria eben aus der Kirche kam, traf es sich, daß sie einen Handschuh verlor und Wolf, der nicht weit hinter ihr ging, lief geschwind hinzu, ihn aufzunehmen, und so kamen beide nebeneinander auf das Haus zu. Frau Susanne aber wollte die Gelegenheit benutzen und sagte: „Nun, Meister, schaut! Das gäb' ein feines Paar.“

Meister Trymm sah sie finster an. „Nimmermehr!“ fuhr er heraus. „Meiner Tochter steht Großes bevor; der Bursche aber ist zur unglücklichen Stunde geboren.“

Indessen waren jene beiden ins Haus getreten, und eine alte halb wahnsinnige Frau aus der Nachbarschaft, die bei dem Volke für eine Wahrsagerin galt, blieb eben vorbeigehend unter dem Fenster stehen, richtete sich an ihrer Krücke empor und rief: „Gebt doch wohl Acht, Nachbar, daß euch der Wolf nicht das Lämmlein frißt!“

Meister Trymm schwieg, allein er beobachtete von nun an die Liebenden im Stillen und überraschte sie eines Tages Hand in Hand im vertraulichen Gespräch. Sein Zorn entbrannte heftig gegen Marien, und auch Wolf würde ihm nicht entgangen, sondern auf der Stelle aus dem Hause verwiesen worden seyn, wenn er nicht seiner noch so nothwendig bedurft hätte.

Ein reicher Kaufmann der Stadt nämlich hatte, an einer schweren Krankheit daniederliegend, dem heiligen Stephan, seinem Schutzpatron, ein silbernes Altarblatt gelobt und nach seiner Genesung zu Verfertigung desselben den Meister Trymm ersehen, dieser aber die ganze Arbeit Wolfen überlassen. Wolf war mit Eifer und Liebe daran gegangen, und der Alte hatte ihn noch mehr dadurch aufzumuntern gesucht, daß er ihm mehrmals während der Arbeit versprach, den Lohn redlich mit ihm zu theilen, die Ehre aber ihm ganz allein zu überlassen. Das Werk war jetzt schon weit vorgerückt und der Vollendung

nahe. Es stellte den Märtyrertod des Heiligen in hocherhobener Arbeit dar und zeigte bei einem großen Reichthum an Figuren eine sehr geschickte Anordnung und höchst kunstreiche und vortreffliche Ausführung.

Da nun Wolf unter diesen Umständen nicht entfernt werden konnte, so mußte sich Meister Trymm damit begnügen, daß er Marien allen Umgang mit ihm untersagte und Frau Susannen die strengste Aufsicht anbefahl. Wolf aber stand in der Gunst der letztern viel zu hoch, als daß sie den Liebenden in der That ein ernstliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. So gewann ihr Umgang durch den leichten Zwang und die nöthige Verheimlichung nur neue Reize und der Frühling der Liebe trieb, mitten unter winterlichen Umgebungen und vom Sturm bedroht, in ihren Herzen seine üppigsten Blüthen empor, alle Sinne mit süßem Duft berauschend.

Doch nur kurze Zeit war diesem Frühling gegeben, und kein Sommer sollte ihm folgen. Die Ankunft des Bräutigams fiel plötzlich wie ein tödtender Nachtfrost in jenen Blüthenhimmel.

Meister Trymm trat eines Nachmittags mit einem Fremden herein in reicher Kleidung, von vornehmem Anstand, dem Ansehn nach nicht über die dreißiger Jahre hinaus, den er freudig als den lang' Erwarteten ankündigte. Mariens Herz erbebte bei seinem Anblick. Sie zitterte. Der Fremde schritt auf sie

zu, und indem er freundlich ihre Hand faßte, sprach er sanft: „Ihr scheint zu erschrecken vor mir. Erinnert ihr euch eines Freundes nicht mehr, der euch als ein Kind schon liebte und oft auf seinen Armen trug? Wahrlich, so viel auch die Knospe schon versprach, so überrascht mich doch die Anmuth der Rose, die daraus emporgeblüht."

Marie war keines Wortes mächtig und ihr Vater sprach: „Laßt ihr nur erst Zeit, sich selbst in dem neuen Verhältniß wiederzufinden. Sie ist des Umgangs mit Männern nicht gewohnt."

Der Freund zog einen Ring hervor und steckte ihn an ihren Finger. Es war ein Rubin in Form eines Herzens. „So vergönnt mir wenigstens," lächelte er, „daß dieser Ring durch seine Farbe und Gestalt ein Wörtlein von mir zu euch spreche." Darauf entfernte er sich mit ihrem Vater und ließ sie in großer Verwirrung zurück. So hatte sie sich dem Bräutigam nicht gedacht.

Herr Walter war ein fürstlicher Diener und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Eine Bestellung seines Herrn hatte ihn mit Meister Trymm bekannt gemacht, der gemeinschaftliche Hang zu geheimen Wissenschaften beide enger miteinander verbunden. Bei einem Besuch vor mehrern Jahren sah er Marien, und obwohl sie damals erst acht Jahr alt war, machte doch das wunderschöne, fromme

und freundliche Kind einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß selbst eine lange mit seinem Herrn unternommene Reise denselben nicht tilgen konnte und er, nach seiner Rückkehr das Bedürfniß einer treuen Genossin in Freud und Leid verspürend, sich gradezu an Meister Trymm mit dem Begehren nach seiner Tochter Hand wendete, welchem Antrag auch dieser um so freudiger zu Willen gewesen war, da er seinem durch alchemistische Versuche bereits gar sehr zurückgekommnen Hauswesen mittelst eines reichen Schwiegersohns wieder aufzuhelfen hoffte.

Maria stand noch auf demselben Platze, wo der Bräutigam sie verlassen hatte, als Wolf mit verstörtem Gesicht und wilden Blicken hereinstürzte. „Maria," rief er, „ist es wahr?" — Maria schwieg. Er faßte ihre Hand und ward des Ringes inne. Da ließ er sie plötzlich los, wandte sich ab und sprach mit leiser Stimme: „O ich Unglücklicher, so ist es denn entschieden! — Fahr hin, Seligkeit!" fuhr er heftiger fort. „Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich auf." Er ergriff einen Sessel wie um sich daran zu halten, sank daran nieder und legte, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, seinen Kopf auf den Sitz. Marie wußte nicht, was sie beginnen sollte; sie bat ihn, aufzustehen und gab ihm die süßesten Namen; da er aber immer noch regungslos in seiner Stellung verharrte, kniete sie

endlich neben ihm nieder und den Arm um seinen Nacken schlingend, rief sie schluchzend: „Ich bin ja dein, auf ewig dein!“ — Wolf schaute sie lange an, dann drückte er wild seine Lippen auf ihren Mund: „Ja, du bist mein,“ sprach er. „Wer will dich mir entreißen?“ — Er sprang auf und zog sie mit sich empor. — „In deinem Herzen ist mein Leben festgewurzelt; wer dich von mir reißt, der tödtet mich! — Leben um Leben dann! Wohl; es gilt!“

Maria, die aus seiner wilden Gebehrde Arges fürchtete, hielt ihn ängstlich fest. Er aber sprach mit einem seltsamen Lächeln: „Sey ruhig, Kind; ich will bei deinem Vater um dich werben.“ Er küßte sie noch einmal auf Stirn und Augen und verließ das Gemach.

Maria zitterte nun vor der Rückkehr des Bräutigams; indeß er kam blos, um ihr Lebewohl zu sagen. Ein wichtiges Geschäft rief ihn noch desselben Tages von hinnen, doch hoffte er in zwei oder drei Wochen zurück zu seyn; der Tag der Vermählung wurde in ihrer Gegenwart festgestellt und ihr Schweigen dabei für ihre Einwilligung genommen.

In dieser Zeit traf es sich, daß das Altarblatt eben vollendet worden war, und Wolf überlieferte es seinem Meister am andern Morgen nach des Bräutigams Abreise. „Es ist gut und wohlgera-

then," sprach Meister Trymm, nachdem er es lange aufmerksam betrachtet, und wollte sich hinwegbegeben, allein Wolf stellte sich ihm düster in den Weg und hielt um seiner Tochter Hand an. „Was ihr dort gesehen," fügte er hinzu, „bezeugt euch sattsam, daß ich ein Weib ernähren kann. Maria liebt mich und ich vermag nicht ohne sie zu leben. So stehe ich nun zwischen Himmel und Hölle: ich flehe zu euch, rettet mich von dem Abgrund, den ich zu meinen Füßen schaue. Sprecht ihr nein, so bin ich verloren — und ich nicht allein!"

Der Alte blickte ihn verächtlich an, sein Gesicht überlief rothe Glut, dann wurde er wieder bleich. „Man muß in der Welt über manch Ding hinweg," sagte er endlich spöttisch lächelnd," so werdet ihr auch über mein Nein hinwegkommen. Meine Tochter ist zu etwas besserem bestimmt, als die Frau eines armen Goldschmidts zu werden. Du aber, mein Bürschlein, bist als ein armer Schlucker geboren, und wirst nimmermehr auf einen grünen Zweig kommen, mit all deiner Kunst! Es war eine unglückliche Stunde, die dich zur Welt kommen sah!" Und damit ließ er Wolfen stehen, durch dessen Brust seine Worte wie glühende Schwerter zuckten.

Von diesem Augenblick an schlich Wolf herum wie ein Träumender, erschien nicht mehr bei Tische, ließ sich überhaupt wenig im Hause sehen, sondern

streifte außerhalb der Stadt in Stum und Schneegestöber umher und so oft Marie ängstlich besorgt ihn fragte, was geschehn sey, gab er immer nur zur Antwort: Sey ruhig, es soll alles noch gut werden."

Indessen hatte Meister Trymm das Altarblatt abgeliefert; es war in der Kirche aufgestellt worden; von allen Seiten kamen Leute herbei, es zu beschauen und zu bewundern, und dem kunstreichen Verfertiger wurde großes Lob und reicher Lohn zu Theil. Meister Trymm aber, seines Versprechens uneingedenk, fand für gut, beides allein für sich dahin zu nehmen, und Wolfen wie einen gemeinen Arbeiter mit einem geringen Stück Geld abzufinden. Obwohl nun diesem in seiner jetzigen Stimmung weder Ehre noch Geld der Beachtung werth schien, so konnte ihm doch das unredliche Verfahren nicht entgehen, sondern schärfte den Stachel, den des Alten zurückweisende Antwort in seine Seele geworfen, und trieb den Groll gegen ihn, der in seinem Innern glimmend lag, in rascher Glut empor. — Allein mit einemmale sollte die ganze Lage der Dinge eine gewaltsame Aenderung erleiden.

Eines Morgens stellte sich Meister Trymm nicht zum Morgenimbiß ein, wie er doch sonst pflegte; das Bett stand noch unberührt in seiner Kammer, und ob er gleich wohl öfters schon ganze Nächte in

seinem Laboratorium zugebracht hatte, so machte doch jetzt sein langes Ausbleiben Marien besorgt und sie wagte sich endlich, da es gegen Mittag ging, in Susannens Begleitung nach dem Hinterhause, in welchem sich die geheime Werkstätte befand, und pochte an die Thür. Doch keine Antwort, keine Spur des Lebens innerhalb, wie lange sie auch horchten, wie stark sie auch klopften. Vergeblich wurde nun das ganze Haus durchsucht, Mariens Besorgniß wuchs zur Angst auf, und da auch Wolf nirgend zu finden war, mußte Susanne endlich den Beistand eines Nachbarn erbitten, um die Thür des Laboratoriums mit Gewalt zu öffnen.

Nur einmal in ihrem Leben hatte Maria, fast noch ein Kind, das Innere desselben gesehen, da ihr Vater einst den Schlüssel stecken lassen; sie erinnerte sich, daß der Anblick zweier riesenhafter Todtengerippe, mit großen Schwertern in der knöchernen Faust, sie damals voll Entsetzen zurückgescheucht hatte, und in die bange Erwartung, mit welcher sie jetzt der Oeffnung entgegen sah, mischte sich ein geheimer Schauder.

Die von innen verschlossene Thür wich endlich der Axt, und wurde geöffnet. Unter einem schwarzen Vorhang, welcher im Hintergrunde des Gemachs den Eingang zu einem zweiten deckte, quoll ein dicker Rauch hervor, in demselben Augenblick

schlug auch die Flamme in die Höh' und die Todtengerippe zu beiden Seiten grinseten in Rauch und Feuer gehüllt den Eintretenden gräßlich entgegen. Der Nachbar trat erschrocken zurück, Maria bebte und faßte Susannens Arm. Da kam plötzlich Wolf herbei, ein Gefäß mit Wasser in der Hand; mit dem Geschrei: „Feuer! Feuer! um Gotteswillen!" drängte er sich bei ihnen vorüber, riß schnell den brennenden Vorhang herab, der Nachbar lief auch hinzu, und sie gewältigten das Feuer mit leichter Mühe. Doch als sie nun beide in das hintere Gemach drangen, stürzte Wolf sogleich wieder heraus, eilte auf Marien zu, die zitternd an der äußern Thüre stand, ergriff ihre Hände in höchster Angst, und rief mit wild rollenden Augen: „Maria, um Gotteswillen hilf mir, rette mich, bete für mich! Ich kann ihn nicht ansehen!" — Zu gleicher Zeit vernahm Marie den Angstruf: „Um Jesu willen! er ist todt!" sie hörte das Geschrei Susannens, die indeß auch hinzugeeilt war, lief, sich losreissend, nach der hintern Thüre, sah ihren Vater mit gräßlich entstelltem Gesicht leblos am Boden liegen und sank ohnmächtig nieder. Susanne und der Nachbar wußten nicht, wem sie zuerst beispringen sollten und liefen in der Bestürzung von einem zum andern, bis endlich dieser hinwegeilte, um Hülfe herbei zu schaffen und jene Wolfen, der in starrer Betäubung

dastand, ihr beizustehen antrieb, worauf er, wie aus einem Traume erwachend, Marien hastig auf seine Arme nahm, sie nach ihrer Kammer trug und dort zu den Füßen ihres Bettes knieend liegen blieb, bis es Susannen gelungen war, sie wieder ins Leben zurück zu rufen.

Als sie die Augen aufschlug, sprang er empor: „das ist mein Himmel!“ rief er, „und keines andern bedarf ich weiter!“ Und als Susanne von ihm verlangte, er solle nun seinem Meister zu Hülfe eilen, sprach er: „Verlangt mein Leben! nur das nicht! Ich kann ihn nicht ansehen.“

Alle Bemühungen, auch Meister Trymm wieder zum Leben zu erwecken, waren unterdeß fruchtlos gewesen. Er war todt. Nach der Meinung des herbeigerufenen Arztes mußte er erstickt seyn, und die Besichtigung des Laboratoriums machte es wahrscheinlich, daß der Tod ihn am Heerde bei Bereitung irgend einer verderblichen Materie getroffen, sein Fall den Tisch mit der brennenden Lampe umgestürzt und dadurch den darauf liegenden Teppich entzündet habe, an welchem das Feuer nun langsam fortglimmend sich bis zu dem Thürvorhang verbreitet und endlich durch den bei Eröffnung der Thür entstandenen Luftzug plötzlich in heller Flamme aufgeschlagen sey.

An seinem Begräbniß-Tage kehrte Herr Walter, Mariens bestimmter Bräutigam, von seiner Reise zurück. Er geleitete wehmüthig seinen Freund zur Ruhestätte, und da er bald inne wurde, wie nun die Sach' im Hause stand, trat er ernst, doch freundlich vor Marien und sprach: „Es war des Vaters Wille, mich mit eurer Hand zu beglücken, nicht der eure, wie ich jetzt erst sehe. Fern sey es von mir, euch Zwang auflegen zu wollen. Das Glück der Ehe gedeihet nur im Sonnenschein der Liebe. Möge es euch immer wohlgehen! möget ihr allezeit glücklich machend auch glücklich seyn!“ — Marie sah eine Thräne in seinen Augen blinken, er reichte ihr noch einmal die Hand und schied von dannen.

Der Schreck hatte Marien eine Unpäßlichkeit zugezogen. Wolf wich nicht von ihrem Bett, und sogar am Begräbnißtage hatte Susanne ihn nicht vermocht, es zu verlassen, um seinem Meister das letzte Geleit zu geben. In dem Gefühl, daß Maria nun sein, daß nun jedes Hinderniß seiner Liebe entfernt sey, schien er allein wie in einem befreundeten Elemente leben zu wollen und jede Berührung mit der Außenwelt, ja selbst jeden andern Gedanken als feindlich zu vermeiden und zurückzustoßen. Ueber-

haupt wurde mit jedem Tage auffallender eine seltsame Unruhe an ihm bemerklich, die wie ein böser Geist sich an seine Fersen heftete. Oft mitten im Gespräch verstummte er, saß in sich selbst versunken, die Blicke starr auf einen Fleck gerichtet, ohne Regung da; dann jagte ihn plötzlich wieder irgend ein unbedeutendes Geräusch empor, er schaute mit wild rollenden Augen erschrocken um sich, das Entsetzen lag auf seinem Gesicht und schüttelte seine Glieder wie im Fieberfrost, und in Marien regte sich wieder das unheimliche Gefühl bei seinem Anblick, welches nur eine Zeitlang geschlummert hatte. Doch in solchen Augenblicken flüchtete er allezeit an ihre Brust, wie zu einem rettenden Asyl; in ihren Armen schien er sich berauschen, in den Wogen der Liebe untergehend ein gänzlich Vergessen seiner selbst suchen zu wollen; und im Sturm der Leidenschaft, in halbem Wahnsinn riß er das schwache Mädchen mit sich fort.

Der Winter war indeß vergangen. Ein warmer Morgen lockte einst Marien mit dem Geliebten aus dem engen Garten am Hause ins freie Feld. Der Frühling begann zu erwachen und schaute aus tausend Knospenaugen schüchtern hervor; zu ihren Füßen und in den Lüften regte sich überall junges Leben, die blauen Berge traten Marien wie alte Bekannte entgegen, die Bäume, traute Gespielen ihrer Kindheit, nickten ihr freundliche Grüße zu, und

in der Luft, die um ihre Wangen kos'te, wehte der leise Athem der Erinnerung. Es war noch alles wie sonst und doch wieder wie so ganz anders als damals, da sie als fröhliches Kind, als unschuldige Jungfrau auf diesen Wiesen spielend und träumend sich erging! Ihr Herz bebte in süßer Wehmuth und schmerzlicher Lust. Sie zog den Gefährten zu ihrem Lieblingsplätzchen nieder, das schon im neuen Grün prangte, legte den Kopf an seine Brust und erleichterte das volle Herz in sanften Thränen. Wolf schlang den Arm um sie, blickte düster hinaus in die freundliche Gegend und küßte von Zeit zu Zeit heftig ihre Hand.

„Wirst du mich auch immer lieben?“ fragte Maria endlich leise.

„Bis in den Tod!“ entgegnete Wolf.

„Wirst du auch allzeit bei mir bleiben?“ fuhr Marie fort.

Wolf schwieg und schlug die Augen nieder. „Wenn nur dein Vater wollte!“ sprach er endlich dumpf und leise.

Marie hob den Kopf und sah ihn verwundert an. Indem erschallte dicht hinter ihnen eine krächzende Stimme: „Laßt euch nicht von ihm anfassen, Jungfrau! Er macht euch blutig.“

Wolf sprang erschrocken empor. Die wahnsinnige Nachbarin stand vor ihm und schaute ihm grinsend

ins Gesicht. — „Wasche deine Hände,“ fuhr sie fort, „sie sind noch roth.“

„Wahnsinnige Hexe,“ schrie Wolf außer sich, „was willst du von mir?“

Die Alte zog unter ihrem Brusttuch einige Veilchen hervor, reichte sie ihm hin und sprach: „Ich will dir Blumen schenken, die auf einem Grabe gewachsen sind; daß du mir das Lämmlein da nicht frißt. Halte sie wohl unter Gewahrsam, denn sie plaudern gar wunderliche Dinge. Was der Winter begraben, bringt der Frühling ans Licht. Sieh dich wohl vor.“

Marien überfiel ein Grauen vor der Alten und ihren Worten. Wolf faßte mit verstörtem Gesicht ihren Arm. „Fort!“ rief er, „laß uns gehn! die Hexe macht mich selbst noch wahnsinnig.“

Mit gellender Stimme hub die Alte an zu singen:

„Drei Klaftern in die Erde
Hat sich der Fuchs versteckt:
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch gefunden,
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch entdeckt.

Am Himmel stehn zwei Augen,
Die sehen alles klar.

Es kommt ein lichter Morgen
Und was die Nacht verborgen,
Es kommt ein lichter Morgen,
Wird alles offenbar.

Wolf zog Marien hastig mit sich fort, aber noch lange hörte sie das gräßliche Krähen hinter sich drein erschallen.

Seit diesem Auftritte stieg Wolfs Unruhe mit jedem Augenblicke zu größerer Heftigkeit. Bald lag er zu Mariens Füßen und barg den Kopf in ihren Schooß, bald sprang er wieder ängstlich horchend auf, schaute aus dem Fenster als erwartete er jemand, und lief dann nach der Hausthür, um zu sehen, ob sie verschlossen sey, und so trieb er es den ganzen Tag. — Am folgenden Morgen war er nirgend zu finden. Auf dem Tisch in seiner Kammer lag ein Zettel mit folgenden Worten: „Ich bin nicht mehr sicher in deiner Nähe. Ich muß fort. Bleibe mir treu, Marie, sonst muß ich verzweifeln. Ich kehre bald zurück, dich als mein Weib heim zu führen. Gott beschütze Dich!“ —

Marie erstarrte in ihrem innersten Leben, als ihr Susanne den Zettel überbrachte. Sprachlos, ohne Thränen, saß sie und schaute unverwandt das unglückliche Papier an. Erst als sich Susanne in Klagen und Schmähungen gegen Wolfen ergoß, kehrte

ihr die Sprache zurück. „Er kommt wieder," rief sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „ich weiß es, er muß wiederkommen!" — „Nun wenigstens," fiel Susanne beruhigend ein, „wenigstens wird er uns doch bald Nachricht von sich geben." —

Allein träge schlich eine Woche nach der andern bei der Harrenden vorüber, und Wolf kehrte nicht wieder und gab keine Nachricht. Und da die sechste vorüber war, mehrte sich Mariens stiller Schmerz und ihre bange Sehnsucht, denn unter ihrem Herzen fing ein junges Leben an sich zu regen.

Scheu entzog sie sich von nun an jedem fremden Blick und hätte sich gern vor sich selbst verborgen. Nur am frühsten Morgen verließ sie täglich das Haus, und ging nach dem nahen Dome, dort zu beten. Und so oft sie an dem Altarblatt von Wolfens Hand vorüber ging, fühlte sie die Pfeile, die des Heiligen Brust durchbohrten, auch tief in ihrem Herzen.

Als sich ihr Zustand nicht länger verbergen ließ, entdeckte sie sich Susannen. Die geringe väterliche Verlassenschaft wurde verkauft, und beide zogen nach der fürstlichen Residenz, wo Susanne Verwandte hatte. Hier wurde Maria von einem Knaben entbunden und nannte ihn nach seinem Vater, Rudolph.

In strenger Eingezogenheit lebten die beiden Frauen von dem Ertrag ihres kleinen Vermögens und von der Arbeit ihrer Hände lediglich der Erziehung des Kindes. In Mariens Brust war allmählig die Hoffnung auf Wolfs Wiederkehr fast ganz erloschen und alle Liebe ihres Herzens, jede Kraft ihres Gemüths von nun an dem Knaben zugewendet, der, in wunderbarer Mischung des Vaters und der Mutter Züge in sich vereinend, unter ihrer Pflege und Obhut anmuthig und herrlich emporwuchs. „Das Kind ist zu schön und zu klug," sagte Frau Susanne manchmal, „als daß es lange leben könnte!" — „Wenn es Gott zu sich nimmt," entgegnete Marie allezeit, „so ists zu seinem Heil, und ich hoffe zu seiner Gnade, daß er mich dann bald wieder mit ihm vereinen wird."

Oft wenn sie dem Knaben in die großen blauen, von schwarzen Wimpern umschatteten Augen schaute, flossen die ihren über von schmerzlicher Sehnsucht, nur einmal, einmal noch den Geliebten zu sehn, daß sie ihm seinen Sohn zeigen möchte. Aber er kam nicht. „Hättet ihr doch damals Herr Waltern Gehör gegeben!" sprach Susanne dann wohl. „Er war doch auch ein schöner Mann, und in seinen blauen Augen war so viel Treue und Gutmüthigkeit, und sie schickten sich besser zu euern, als Wolfs schwarze düstre. Gleich und gleich! so hab' ich mein

Lebtag gehört; aus so ungleicher Paarung aber konnte kein Heil erwachsen." — Maria seufzte und schwieg.

So waren mehr als drei Jahre seit Wolfs Verschwinden still und ohne besondres Ereigniß vorüber gegangen, Mariens einzige Gesellschaft, Susanne, ihr Kind und die Erinnerung an seinen Vater, ihre einzige Erholung, wenn es die Jahreszeit erlaubte, ein Spatziergang nach einer einsam gelegenen Meierei unfern der Stadt.

Hier saß sie einst auf einem Hügel hinter dem Garten, der kleine Rudolph lief hin und wieder und trug ihr Blumen zu, die sie ihm in Kränze zusammenflocht, als er auf einmal mit einem Lilienstengel auf sie zugelaufen kam. — „Wo hast du die schöne Blume her?" fragte Marie verwundert. „Da," sprach der Knabe, „der Mann da hat sie mir geschenkt." Marie blickte hin und ein jugendliches, aber stark von der Sonne verbranntes Gesicht, mit wild um den Kopf hängenden schwarzen Haaren, guckte aus den Gebüschen hervor. Maria erschrak und stand hastig auf. „Bleibt, Madonna, bleibt!" rufte der fremde Jüngling — „ihr habt nichts zu fürchten." Er trat heraus, kreuzte die Arme über

die Brüst und blieb so in demüthiger Stellung stehen. Marie betrachtete ihn mit Verwunderung. Es war eine schlank aufgeschossene Gestalt und doch schien er kaum den Knabenjahren entwachsen.

„Erlaubt ihr, mich zu nahen?“ sprach er endlich mit sanfter Stimme. — Marie lächelte. Da schritt er auf sie zu, ließ sich vor ihr auf die Kniee nieder und sprach: „In meinem Vaterlande ist ein Bild der heiligen Jungfrau, auf welchem sie von Blumen rings umgeben dargestellt ist, einen Lilienstengel in der Hand. Als Knabe habe ich oft zu ihm gebetet. Ich sah euch unter den Blumen sitzen, und daß auch die Lilie euch nicht fehlen möchte, hab' ich sie aus jenem Garten schnell geholt.“

„Wer seyd ihr denn?“ fragte Maria erröthend und verlegen, „und was führt euch hierher?“

„Ich heiße Antonio,“ entgegnete er lächelnd, „und was mich hieher geführt, das war mein Glück: ich habe gefunden, was ich suchte. Denn ihr seyd es oder keine. Ihr seyd Maria.“

Indem kam Susanne langsam den Hügel herauf. Antonio sprang empor, und einen von Mariens Kränzen ergreifend rief er: „Das ist der Oelzweig, den ich heim bringe! Alle Noth hat nun ein Ende. Gehabt euch wohl, Madonna, und wenn ihr glücklich seyd, so gedenkt meiner!“ Er zog sich schnell in das Gebüsch zurück, Marie sah ihm voll Erstaunen

nach, und da sie nach ihrer Heimkehr, der seltsamen Erscheinung nachdenkend, am Fenster stand, glaubte sie ihn in der Dämmerung noch langsam vor ihrer Wohnung vorbeischreitend zu erkennen.

Eine Ahnung regte sich in ihrem Busen, die sie, oft getäuscht, sich selber kaum gestehen mochte, und die geheime Hoffnung, sie vielleicht dort erfüllt zu sehen, trieb sie am andern Tage unablässig zu einem neuen Spatziergang nach der Meierei an. Doch schon um Mittag schwärzte sich der Himmel, ein Gewitter stieg auf und lößte sich in einen anhaltenden Regen.

Es war Abend geworden, Marie mit dem Knaben allein, der heut gegen seine Gewohnheit gar nicht zu Bett gehen wollte. Sie hatte sich einen Augenblick nach einer anstoßenden Kammer begeben und ihn in der Stube spielend zurückgelassen, als er ihr schnell nachgelaufen kam, sie bei der Hand ergriff und freudig ausrief: „Komm, Mutter, komm, der Vater ist da!" Ein freudiger Schreck durchzuckte Marien. „Was träumst du, Kind!" rief sie, doch der Knabe zog sie ungestüm nach der Thür. Sie erblickte einen Mann von hohem Wuchs und Anstand, in reicher Kleidung. „Das ist der Vater nicht, mein Kind!" sprach sie und sich gegen jenen wendend: „Wen sucht ihr, und was ist zu euern Diensten?" Doch dieser breitete die Arme gegen sie aus und rief

mit bebendem Tone: „Maria, du kennst mich nicht mehr?“ Da erkannte sie Wolfs Stimme; Gegenwart und Erinnerung, Freude und Leid griffen zu gleicher Zeit gewaltsam an ihr Herz, ihre Kniee brachen ein und sie wäre niedergesunken, wenn nicht Wolf hinzuspringend sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Marie,“ rief er schmerzlich aus, „kann dein reines Auge meinen Anblick nicht ertragen?“

Maria schlug die Augen auf, sah ihn an, legte dann den Kopf an seine Brust und weinte heftig. „Du bist lange geblieben!“ sprach sie sanft.

„Ach, warum erinnerst du mich!“ rief er. „Das war eine gräßliche Zeit, die hinter mir liegt. Ich habe mit ihr gerungen wie mit einem Tiger. Jetzt aber ist mein blauer Himmel wieder offen und ein neues Leben beginnt.“

„Nun siehst du, Mutter,“ hub jetzt Rudolph an, „ich wußte wohl, daß es der Vater war. Es hat mir's jemand diese Nacht gesagt, daß er heute kommen würde.“

„Und dieser schöne Knabe?“ rief Wolf, „Maria, dieser Knabe?“ — — —

„Er ist dein,“ sprach Marie leise und erröthend.

Da schloß Wolf den Knaben in seine Arme, hob ihn hoch empor und küßte ihn auf Mund und Stirne, und zwei große Thränen perlten über seine braunen

Wangen. Er umfaßte die Mutter und das Kind zugleich; seine Augen, bald hierhin, bald dorthin gewendet, schienen sich in ihrem Anschaun zu berauschen und er konnte seiner Lust daran gar kein Ende finden.

Der Knabe lächelte freundlich und schlang, ledig aller Furcht und Scheu, seine Aermchen dem Vater und der Mutter um den Hals.

„O ihr Engel,“ sprach Wolf, „ihr sollt und werdet mich zurückführen in mein verlornes Paradies! Daß Gott mir diesen Knaben schenkt, das ist mir ein Zeichen, daß ich wiederum seiner Gnade theilhaftig werden soll.“

Susanne trat jetzt herein und auch sie erkannte Wolfen nicht, denn mehr noch als seine stolzere Haltung, veränderte Kleidung und sein sonneverbranntes Gesicht, machte ihn ein starker Knebelbart an Kinn und Oberlippe unkenntlich.

Als die ersten ungestümen Wellen der Freude und Ueberraschung sich gelegt hatten, begehrte Frau Susanne zu wissen, warum er sie und auf so lange Zeit verlassen, und wo er indeß gewesen sey.

„Es giebt mancherlei,“ entgegnete Wolf mit schnell verdüstertem Gesicht, „was man wohl thun, aber nicht so bald auch aussprechen kann, und wenn jedes Warum eine genügende Antwort aus dem

Menschen zerren wollte, möchte die höllische Meute leicht sein bischen Verstand in Fetzen reißen.“

„Ich führte sonst Hammer und Grabstichel,“ fuhr er nach einer Weile fort,“ jetzt führe ich das Schwert. Ich war sonst ein armer Schlucker und sollte es bleiben,“ — er schlug ein wildes Gelächter auf, — „nun, er hat gelogen, denk' ich! — Doch weg damit! Ihr zwingt mich, Galletropfen in meinen Freudenwein zu gießen.“

„Nun, nun,“ sprach Frau Susanne, „ich begehre ja nichts weiter zu wissen. Wenn ihr nur von nun an bei uns bleibt.“

Er schloß von neuem seinen Knaben in die Arme, herzte und küßte ihn und rief: „Gott hat mir hier ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade gegeben. Das wüste Leben hat nun ein Ende. Ich will mir eine Heimath suchen, auf daß ich mein Weib heimführen möge.“

Der lockende Schlag einer Nachtigall ließ sich dicht unter dem Fenster vernehmen. „Das ist mein Antonio!“ sprach Wolf zu Marien. „Du hast ihn gestern gesehen. Es ist ein wackrer Bursch, mir treu ergeben, und auch du kannst ihm vertrauen. Er ruft mich. Ich muß fort.“

Maria wollte ihn nicht aus ihren Armen lassen und Frau Susanne rief: „Noch immer keine Ruh und Rast!“ — „Noch ist es mir nicht vergönnt,“

entgegnete Wolf, „zu kommen und zu gehen wie meinem Herzen gelüstet. Der Tiger ist noch nicht todt. Doch morgen Abend bin ich wieder hier und hoffe länger zu bleiben.“

Er nahm Abschied von Marien und dem kleinen Rudolph, und da er schon an der Thür war, wandte er sich noch einmal, kehrte wieder zurück, küßte den Knaben auf die Stirn, drückte Mariens Hand an seine Brust und an seine Lippen und rief: „ich bin solches Glücks nicht werth!“ und verließ darauf eilig das Gemach.

Als Susanne von seiner Begleitung zurück kam, sprach sie kopfschüttelnd: „Er hat sich viel verändert und will mir nicht recht gefallen; ja wenn ich so sein ganzes Wesen bedenke, wird mir fast unheimlich zu Muth.“ Aber Marie hörte nicht was sie sprach, denn sie kniete vor dem Bilde der Mutter Gottes, welches auf einem kleinen Hausaltar in der Ecke des Zimmers stand, und sendete heiße Gebete zu der hehren Vertrauten aller nun geendeten Noth und Schmerzen. In dem Gefühl des Danks und der Freude war in diesem Augenblick jedes andre untergegangen, und nur wie fernes Wetterleuchten zuckte, von ihr selbst kaum bemerkt, ein leises Weh vorbedeutend an dem heitern Himmel ihrer Seele hin.

Wolf kam nun fast mit jedem Abend. Er war größtentheils sanft und selbst heiter, und wie an einem warmen Frühlingstage, nach anhaltendem Sturm und Regen, die Blume freudig ihre Blätter entfaltet, und die Strahlen der lange entbehrten Sonne begierig einsaugt, so gab sich sein Herz der Gegenwart seiner Lieben hin. Nur zuweilen schien ihn eine ängstliche Mahnung an seine übrigen Verhältnisse, oder eine schreckende Erinnerung aus der Vergangenheit zu überfallen, was sich dann durch ein plötzliches düstres Verstummen, seltsame Unruhe, oder auch wohl durch eine wunderlich lustige Laune und eine Art wilden Scherzes kund gab, die Marie nicht an ihm gewohnt war und sie jederzeit bis ins Innerste mit bangem Grauen erfüllte.

Dem kleinen Rudolph schloß er sich mit der innigsten Neigung an, und seine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage. Er spielte mit ihm, er erzählte ihm Mährchen und Geschichten, und der Knabe fand um so mehr Gefallen daran, da seine geistige Entwickelung seinen Jahren weit voraus gegangen war.

„Soll ich dir auch etwas erzählen?“ sprach er einst zu seinem Vater. „Von dem frommen Knaben, den Gott zu sich nahm? Oder von dem bösen Räuber? Dem zerbrach eine große Perle, die er geraubt hatte, und sein Mund that sich auf zum Fluch, da sah er in der Perle ein Bild, das stellte den Sohn

Gottes vor am Kreuze. Du kennst es doch?" — Er lief nach der Kammer und kehrte mit einem kleinen Crucifix in der Hand zurück: es war dasselbe, welches Maria einst von Wolfen empfangen. — „Sieh, das ist Gottes Sohn am Kreuze!" fuhr der Knabe fort. „Und der Räuber ging in sich und bereute seine Uebelthaten, und betete und that Buße zwanzig Jahr, und Gott hat ihm verziehen um seines Sohnes willen."

Wolf nahm das Crucifix, drückte es an sein Herz und küßte es; Thränen stürzten aus seinen Augen, und er saß lange Zeit stumm in sich selbst versunken. Endlich hob er das Kreuz in seinen gefalteten Händen hoch empor, blickte zum Himmel und sprach leise: „Um deines Sohnes Jesu Christi willen!"

„Kennst du es wohl noch?" hub Maria nach einer Weile an.

„Ach, das war eine glückliche Zeit," entgegnete er," da ich noch an dem Kreuzlein arbeitete und Andacht, Liebe und Begeisterung wie eine heilige Dreieinigkeit in meinem Herzen wohnten! Mit meinem Blute möcht' ich sie zurück erkaufen; dort aber steht der Engel mit dem Flammenschwert und weigert die Rückkehr dem Gefallnen."

Frau Susanne hielt das Gespräch bei der Vergangenheit fest, erinnerte Wolfen an manche kleine

Begebenheit aus der ersten Zeit seiner Liebe und wollte dabei, seine heutige sanfte Stimmung benutzend, einen nochmaligen Versuch machen, ihm einige Erklärung sowohl über sein bisheriges Leben und Treiben, als über die eigentliche Quelle der Geschenke zu entlocken, die er fast bei jedem Besuch mit freigebigen Händen austheilte, die von Marien aber um so mehr mit einem geheimen Widerwillen angenommen wurden, da sie in der That sehr reich und kostbar waren. Allein er wich allen Winken, Wendungen und versteckten Fragen auch diesmal geflissentlich aus, und sogar der Ort seines jetzigen Aufenthalts blieb fortwährend ein Geheimniß. Er kam allzeit in der Dämmerung, wohl bewaffnet, und entfernte sich früher oder später, doch immer vor Mitternacht. Das Haus, worin Maria wohnte, lag in der Vorstadt. Als Susanne beim Weggehn fragte, ob er sich denn nicht fürchte in der finstern Nacht über Feld zu gehen, zumal da wieder stark von dem schwarzen Jäger gesprochen werde und er sich sogar, wie verlauten wolle, in hiesiger Gegend habe spüren lassen, sah er sie kopfschüttelnd an und sprach: „Mit dem ists vorbei! — „Auch hat wohl," setzte er nach einer Weile hinzu, „der Mensch weit minder sich vor Räubern zu fürchten, als vor den bösen Trieben seines eigenen Herzens, die wie Gewappnete ihn auf der Straße des Heils überfallen

und ihm sein kostbarstes Kleinod, den Frieden seiner Seele, rauben.« —

Schon einigemal war bei heiterm Wetter die Meierei vor der Stadt zum Ort ihrer Zusammenkunft bestimmt worden und so geschah es auch heute für den andern Tag, da der Knabe großes Verlangen danach bezeigte. Am folgenden Tage indeß wandelte Marien eine seltsame Abneigung an, mit dem Knaben hinauszugehen, die noch dadurch verstärkt wurde, daß dieser schon vom Morgen an, sich geklagt hatte und nur Susannens Zureden und des kleinen Rudolphs anhaltende Bitten besiegten endlich diesen Widerwillen, welchem nicht bloß, wie sie wohl fühlte, des Kindes Unpäßlichkeit zum Grunde lag, von dem sie sich aber sonst durchaus keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Wolf und Maria saßen auf dem Hügel hinter der Meierei. Ein lauer Wind wehte von dem bewölkten Himmel; der Abend spielte mit Wolkenschatten und goldnen Lichtern in dem weiten grünenden Thale, und wiegte sich auf dem Spiegel des Flusses, der seine Wogen mit leisem Rauschen am Fuß der Anhöhe vorüber trieb. Stiller Friede breitete sich über die Landschaft und zog auch in Wolfs Busen ein. Er umschlang Marien, der Knabe spielte zu beider Füßen. Er theilte ihr seine Hoffnung mit, nun bald, wenn auch fern von hier, eine Heimath

zu erwerben, wohin er sie führen könne; er sprach von ihrer häuslichen Einrichtung und schmückte das Bild der Zukunft mit reichen Farben aus. Da erschallte ein Gesang über ihnen wie aus der Luft herab. „Meine Nachtigall!“ sprach Wolf lächelnd. Maria schaute empor und erblickte den Antonio, der sich singend in den höchsten Zweigen einer schlanken Tanne schaukelte. Er sang:

Es wehen die Lüfte: wohin?
Es ziehen die Wolken: wohin?
Es schlägt die Sehnsucht die Flügel auf,
Gedanken und Wünsche beginnen den Lauf,
Es steht nach der Ferne wohl allen der Sinn
Und wissen doch alle nicht recht wohin.
Wohin? Wohin?

Bald darauf kam er herunter, begrüßte seinen Herrn und Marien, und machte sich mit dem kleinen Rudolph zu schaffen, dem er Blumen zutrug, Kränze flocht, in den dichten Laubkronen der Bäume schlanke Ruthen aussuchte und so, bald dahin bald dorthin laufend, sich immer weiter mit ihm entfernte. Wolf und Maria, im vertraulichen Gespräch befangen, bemerkten es nicht. Plötzlich sah Maria zwei bewaffnete Männer von wildem Ansehn aus dem Gebüsch hervortreten. Sie machte Wolfen aufmerksam; er wandte sich rückwärts und halb erschrocken, halb er-

zürnt, wie es schien, sprang er empor und ging schnell den beiden Männern entgegen. Obgleich Maria wegen der Entfernung nichts von ihrem Gespräch verstehen konnte, so merkte sie doch aus ihren heftigen Geberden, daß sie mit einander stritten. Sie ahnte Schlimmes und wollte aufstehn, den Antonio herbei zu rufen. Indem erschallte von dem Ufer des Flusses herauf ein ängstliches Geschrei. Im selben Augenblick vermißte sie mit Schrecken den kleinen Rudolph. Ihre Blicke flogen suchend nach allen Seiten. Auch Wolf hatte das Geschrei vernommen; sie sah, daß er sich umdrehte, die Hände voll Entsetzen zusammenschlug und dann wie ein Pfeil den Hügel hinab nach der Gegend zu rennte, wo es herzukommen schien. Sie folgte ihm eilig und machte sich Bahn durch das Gesträuch, welches ihr die Aussicht hinderte. Als sie ins Freie trat, sah sie, wie Antonio sich aus dem Wasser an's Ufer emporrang und mit Wolfs Hülfe, der gerade hinzukam, den kleinen Rudolph nach sich zog. Sie schrie laut auf und flog hinab. Der Knabe schlug eben unter Wolfs Händen die Augen wieder auf. Sie warf sich über ihn und hob ihn an ihre Brust; Wolf faltete die Hände und schaute dankend zum Himmel empor; gleich darauf aber, als würde das Gefühl des Verlustes, der ihm gedroht, erst lebendig in ihm, riß er den Dolch aus seinem Gürtel und sah sich mit

funkelnden Augen nach Antonio um. „Unglücklicher," rief er, „was hast du gemacht!" Erschrocken fiel ihm Maria in den Arm; Antonio erzählte, wie er mit dem kleinen Rudolph am Ufer nach bunten Steinen gesucht, wie der Knabe plötzlich ausgeglitten und in den Strom gefallen, und wie er ihm auf der Stelle nachgesprungen sey und ihn bei den Haaren erhascht habe. „Als ich das Kind schreien hörte," setzte er hinzu, „und mich umsahe, war mirs fast, als säh' ich eine schwarze Faust, die den Knaben in die Fluth hinunter zog; allein hier gab es nicht Zeit sich zu fürchten, und ich hätte das Kind wohl dem Teufel selber abgerungen!" Maria schauderte. Wolf reichte ihm die Hand und Antonio drückte sie an seine Brust. Der kleine Rudolph weinte und zitterte vor Frost in den triefenden Kleidern. Hier war nicht Rath noch Hülfe zu schaffen; die Leute in der Meierei waren alle noch auf dem Felde, und es blieb nichts übrig, als sich schleunig auf den Weg nach der Stadt zu machen. Wolf zog Antonio'n bei Seite und redete heimlich mit ihm; dann nahm er den Knaben auf den Arm und trat mit Marien die Rückkehr an.

Je näher sie der Stadt kamen und je mehr der Knabe klagte, desto hastiger beschleunigte Wolf seine Schritte, so daß Maria ihm zuletzt nicht mehr zu folgen vermochte. Und da er an die ersten Häuser

kam, dachte er nur an sein Kind und vergaß seine bisherige Vorsicht gänzlich und schritt die große Straße hinab nach Mariens Wohnung. Alle Leute aber, die ihm begegneten und den stattlichen Kriegsmann sahen mit dem weinenden Kinde auf dem Arm, blieben verwundert stehen und schauten der fremden Erscheinung nach.

Als er das Haus erreichte, sandte er Frau Susannen gleich nach einem Arzt aus, entkleidete selbst den Knaben und brachte ihn zu Bett. Hierauf empfahl er Marien, die indeß auch gekommen war, die größte Sorgfalt, nahm Abschied von ihr, weil ihn ein wichtiges Geschäft rufe, und konnte sich gar nicht von dem Knaben trennen, zu dem er mehrmals wieder zurückkehrte und ihn küßte und liebkoste. Er versprach den folgenden Tag wiederzukommen.

Den kleinen Rudolph überfiel nun nach starkem Frost glühende Hitze. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß eine bedeutende Krankheit bevorstehe, die zwar durch den heutigen Unfall nicht veranlaßt, in ihrer Heftigkeit aber ohne Zweifel dadurch vermehrt worden sey.

Maria erinnerte sich ihrer Abneigung vor dem Spatziergang, die sie nun auf eine so traurige Weise gerechtfertigt sah und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe. — Sie brachte mit Susannen

die Nacht schlaflos am Bette des kleinen Kranken zu, der in einem unruhigen Schlummer lag und von den ängstlichsten Träumen gequält zu werden schien. Er sprach im Schlafe und fuhr oft laut schreiend in die Höhe, bat dann, auf Augenblicke wachend, seine Mutter, ihm die Hand zu geben, und fragte nach seinem Vater.

Den andern Tag kam Antonio und brachte die Nachricht, daß sein Herr nothgedrungen einige Zeit abwesend seyn werde, doch hoffe er, nicht länger als acht Tage. Er schien unruhig und traurig, und als er scheidend Mariens Hand ergriff und sie küßte, fühlte sie eine Thräne darauf fallen.

Die Krankheit des kleinen Rudolph wuchs indeß mit jedem Tage. Ein wüthendes Fieber hatte seine ganze verzehrende Gluth über ihn ausgegossen; er lag meist ohne Besinnung und der Arzt fing an bedenklich den Kopf zu schütteln. In einzelnen hellen Augenblicken verlangte er beständig nach seinem Vater. „Schicke doch nach dem Vater, liebe Mutter," — sprach er oft mit matter Stimme, — „daß er kommt und sieht, wie krank sein Kind ist." — Ein andermal sagte er: „Ist denn mein Vater bös auf mich, daß er nicht mehr zu mir kommen will. Was hab' ich denn gemacht?"

So verging ein Tag nach dem andern in Angst und Sorge und schmerzlichem Verlangen. Schon

war der siebente verstrichen und Wolf säumte noch immer mit der Rückkehr. Auch Antonio kam nicht mehr. In den bangen Nächten, die Maria, abwechselnd mit Susannen, bei dem Kranken verwachte, lag sie oft stundenlang auf den Knien vor dem Bilde der Mutter Gottes und flehte in Thränen und heißem Gebet, daß nur dieser Kelch vor ihr vorübergehe. Das Leben des Kindes war durch tausend Adern mit ihrem Herzen verwachsen, und wenn jenes sich losriß, mußte dieses verbluten.

In der Nacht vom achten auf den neunten Tag erwachte der Knabe mit einemmale aus der Bewußtlosigkeit, in welcher er seit mehr als acht und vierzig Stunden ununterbrochen gelegen hatte; er versuchte sich empor zu richten; Maria unterstützte ihn. Er sah befremdet in dem Gemach umher und sprach: „Bin ich denn noch hier?“ — „Weine doch nicht, mein Mütterlein,“ fuhr er nach einer Weile fort, als er Mariens Thränen sah, — „mir ist recht wohl; ich bin gesund. Ich war in einem schönen Garten, es standen viel herrliche Blumen darin, kleine Engel spielten mit mir und pflückten die Blumen für mich; ich wollte sie dir mitbringen. Wo sind denn die Blumen?“ — Er sah sich danach um. Maria konnte ihm nur durch Schluchzen antworten. Er legte sich wieder auf sein Kissen zurück. — „Hier ists so finster!“ sprach er. „In dem Garten war schöner

Sonnenschein. Komm mit, liebe Mutter; ich gehe wieder hin. Komm mit!“ — Er schloß die Augen und lag stille. Nach einer Weile schlug er sie wieder auf und sagte: „Wenn der Vater nicht bald kommt, wird er mich nicht mehr finden. Laßt ihn doch holen. Er soll auch mitgehen.“ — Nun schloß er die Augen von neuem und schien einzuschlafen. Maria schöpfte frische Hoffnung, da sie ihn so ruhig schlummern sah. Allein gegen Morgen zeigten sich leise Zuckungen, die durch seine Glieder flogen und bald immer häufiger und stärker wurden. Maria weckte Susannen. Der Knabe lag mit halb offenen Augen, doch, wie es schien, gefühl- und bewußtlos. Die Zuckungen ließen allmählig nach; Maria saß, von Angst und Nachtwachen erschöpft, fast ohnmächtig im Lehnstuhl; Susanne trat von Zeit zu Zeit leise an das Bett und horchte auf den Athemzug des kleinen Kranken; alles war still. Da, eben als das Morgenroth den Fenstern gegenüber sich entzündete, wurden die halb gebrochenen Augen des Knaben noch einmal lebendig und schauten glänzend um sich. Er strebte sich aufzurichten, Susanne wollte ihn unterstützen, aber er sank kraftlos zurück. „Ist der Vater noch nicht da?“ sprach er mit kaum vernehmlicher Stimme. — „Ich gehe. Komm bald nach, Mutter!“ — Maria horchte und eilte an das Bett. Sein Blick hob sich mühsam nach ihr, um seinen

Mund flog ein leises Lächeln; er athmete tief auf, seine Augen brachen. Das Leben war noch einmal empor geflammt, ehe es sich dem Tode ergab; jetzt aber zog der bleiche Friedensbote siegend ein und breitete sich ernst und starr über das freundliche Kindergesicht.

Ein dumpfer Schrei des Schmerzes rang sich aus Mariens Brust; sie taumelte in den Lehnstuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Susanne neigte sich über den Knaben und drückte ihm sanft die Augen zu, dann kniete sie weinend vor dem Bette nieder, faltete die Hände und betete. Maria aber hatte keine Worte und keine Thränen; ein schneidendes Weh zuckte durch Kopf und Brust, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; doch weinen konnte sie nicht. — Indem fielen der Morgensonne erste Strahlen in das Gemach; Maria hob die Augen empor, und da sie die Sonne so freundlich und doch so kalt herein schauen sah in ihren unendlichen Jammer, konnte sie den Anblick nicht ertragen, sprang auf und verhüllte die Fenster, dann aber warf sie sich über den Leichnam ihres Kindes, küßte die bleichen Lippen, und der starre Schmerz löste sich endlich in Thränen und Klagen.

„Gott hat ihn zu sich genommen," sagte Susanne „in den himmlischen Garten, den er ihm schon vor-

aus gezeigt. Er wandelt in Licht und ewiger Freude, wir aber sind noch in Nacht und Trübsal befangen.“

„So bitte Gott mit mir,“ entgegnete Maria, „daß ich meines Kindes letzten Wunsch erfüllen und ihm bald folgen darf!“

Als es gegen Abend ging, entkleideten beide unter tausend Thränen den Knaben, wuschen ihn und zogen ihm ein weißes Kleidchen an; darauf schnitt Maria alle Blumen von ihren Blumenstöcken, die sie sonst geliebt und gepflegt, und streute sie auf sein Lager, einen Kranz aber von Rosmarin, Myrthen und Rosen wand sie um sein Haupt. Der Tod hatte das leise Lächeln um seinen Mund, den letzten Abschiedsgruß an die Mutter, nicht auszulöschen vermocht, und so lag er nur wie im Schlummer von süßem Traum bewegt und mitten unter den Blumen nicht wie eine verwelkte, sondern nur wie die schönste und zarteste, die ihren Kelch geschlossen vor der rauhen Nacht des Lebens. Da ihn Maria nun so liegen sah, konnte sie es nicht glauben, daß er wirklich todt seyn sollte; es war ihr jeden Augenblick, als müßte er jetzt die Augen aufschlagen, und sie faßte seine kalte Hand und beugte sich über ihn und lauschte auf einen Athemzug. Aber das Leben und die Liebe, die sonst dem mütterlichen Herzen entgegengeklopft hatten in der kleinen Brust, waren auf immer hinauf geflohen zu dem ewigen Vater,

von dem sie stammten; kein Athem regte sich mehr darin, keine Wärme kehrte in die starren Glieder zurück, und der Schmerz überfiel Marien von neuem mit verdoppelter Gewalt.

Da klopfte es leise an die verschlossene Thür. Susanne ging zu öffnen, und herein trat Wolf. Maria schrie laut auf bei seinem Anblick und wandte sich händeringend ab. Was ist hier vorgegangen?" fragte er bestürzt. „Was weint ihr? wo ist mein Kind?" – Niemand antwortete ihm. „So ist er wirklich krank?" fuhr er endlich fort. „Ach! ich wußte es wohl; mir war so bange." Er sah in dem Zimmer umher und schritt dann auf das Bett zu. Indem erblickte er die Blumen auf dem Bett; eine gräßliche Ahnung zuckte durch seine Brust, er stand und wagte nicht weiter zu gehen; nur seine starren Blicke flogen hinüber. Susanne trat an ihn heran, faßte seine Hand und sprach: „Sey ein Mann, Vater! Dein Kind hat dich verlassen. Es ist bei Gott." Da stürzte er nach dem Bette hin und sah die bleiche Lilie unter den Rosen, taumelte seitwärts an die Wand und verhüllte das Gesicht mit seinem Mantel. So verharrte er lange Zeit. Endlich nahte sich ihm Maria und schlang den Arm um seinen Hals: er hob den Kopf, sah Marien an, dann zum Himmel empor, Thränen brachen aus seinen Augen, er neigte sich schluchzend auf ihre Schulter; dann

zog er sie mit sich an das Lager des Kindes und küßte die starren kleinen Hände und die bleichen Lippen unzähligemal. Maria kniete nieder und betete. Er warf sich neben sie und faltete gleichfalls seine Hände zum Gebet. Allein plötzlich versiegten seine Thränen, eine wilde Gluth loderte in seinen Augen auf, er schlug sich heftig mit der Faust an die Brust und rief mit dumpfer gepreßter Stimme: „Nein, ich kann nicht beten! ich will nicht beten! ich darf nicht beten! Gott hat mich verworfen: er nimmt mir das Kind! Er will nicht meine Reue, noch mein Gebet! — Nun, du unerbittlicher Richter dort oben," fuhr er fort und sprang auf, „so laß das Rachschwert auf meinen Nacken fallen! ich halte still." Er trat wieder an das Bett und betrachtete die Leiche: — „Ich hielt das Kind für ein Geschenk von Gott, für ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade und Versöhnung. Ach, ich fühl' es, die Liebe zu diesem Kinde hätte mich wieder zum Menschen gemacht, sie hätte mich gerettet diesseits und jenseits! — Ich Wahnsinniger, hätt' ichs verdient? Ach, ich habe das Kind getödtet durch meine Nähe! Gott hat es weggenommen aus meinen blutbefleckten Händen, daß nicht mein Hauch seine Seele vergifte. Den letzten Stern hat er ausgelöscht an seinem Gnadenhimmel und zeigt mir sein Antlitz in dunkler Nacht."

Maria nahte ihm ängstlich und ergriff seine Hand. Er entzog sie ihr rasch: Fasse diese Hand nicht an," rief er, „du Reine! Ich bin ein Ungeheuer, von Gott verworfen und verflucht. Meine Nähe bringt Verderben. Fasse meine Hand nicht; sie zieht dich mit in den Abgrund. Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich jauchzend auf. Sieh, diese Hand," — er faßte Mariens Arm und zog sie einige Schritte nach dem Fenster mit sich fort, seine Stimme arbeitete sich keuchend aus der Brust, — „diese Hand hat deinen Vater umgebracht!" — Gott der Barmherzigkeit! schrie Susanne. Wolf stürzte wie ein Rasender aus dem Gemach.

Marien hatten seine letzten Worte bis ins innerste Leben erstarrt; sie stand wie ein steinernes Bild des Entsetzens. Susanne näherte sich ihr endlich besorgt, und führte sie nach dem Lehnstuhl. Sie ließ alles mit sich geschehen, saß ruhig und stumm, nahm an nichts mehr Antheil und antwortete auf keine Frage Susannens. Eben so ließ sie diese am folgenden Tage alle Anstalten zu dem Begräbniß des Kindes treffen und bekümmerte sich nicht weiter darum. Nur als der Sarg zugemacht und fortgetragen werden sollte, stand sie auf, küßte ihr Kind noch einmal, hob dann Augen und Hände zum Himmel empor und schien zu beten, bis der Sarg geschlossen war; darauf kehrte sie zu ihrem Sitz zurück. Dort blieb

sie fortwährend ruhig und stumm, die starren Blicke auf einen Fleck gerichtet; jede Verbindung ihrer Seele mit der Aussenwelt war abgebrochen, und nur mit Mühe konnte Susanne sie bewegen, einige Nahrung anzunehmen.

Wolf ließ mehrere Tage nichts von sich hören; endlich erschien Antonio und brachte die Bitte seines Herren, daß es ihm vergönnt seyn möchte, Marien noch einmal zu sehen, wenn sie anders seinen Anblick noch ertragen könne. Da schien Maria wie aus einem schweren Traum zu erwachen; ein leises Roth ging an den blassen Wangen auf. „Er soll kommen!“ sprach sie. „Ich will ihn nicht verlassen.“

Und da Antonio, mit schmerzerfüllten Blicken sie betrachtend, noch vor ihr stehen blieb, reichte sie ihm wehmüthig lächelnd die Hand. Sein Mund haftete mit einem langen Kusse auf der Hand, dann drückte er sie an seine Brust und eilte rasch hinweg.

„So wollt ihr auch jetzt noch nicht von ihm lassen?“ rief Susanne aus. „Nach allem was er euch gestanden?“ — „Ach der Unglückliche!“ sprach Maria. „That ers nicht um meinetwillen? Drum bin ich fest an ihn gebunden; der Himmel hat sich von ihm abgewandt, die Welt stößt ihn aus, nirgends auf der weiten Erde ist ein Plätzchen, da er sein Haupt ruhen könnte, als an dieser Brust; drum will ich ihn nicht verlassen, ich will bei ihm

bleiben, ich will ihn schützen vor Verzweiflung und seine Seele retten."

Bald darauf trat Wolf herein. Maria stand auf und ging ihm mit wankenden Schritten entgegen; doch als sie ihm in das bleiche und entstellte Gesicht schaute, blieb sie unwillkührlich stehen und bedeckte ihre Augen mit der Hand. — „Auch du wendest dich von mir, Maria?" begann Wolf. „Ach, laß mich nur einmal noch in diesen Himmel schauen, da jener mir verschlossen, nur einmal noch laß mich deine Stimme hören, dann will ich ja gehen."

„Nein, Wolf," sprach Maria leise, „wohin du gehest, ich gehe mit; ich bleibe bei dir bis ich sterbe." — Sie reichte ihm die Hand: er ergriff sie hastig und drückte sie an seine Brust; dann schaute er zum Himmel empor und rief: „Dank sey dir, Gott der Gnade, du bist kein unversöhnlicher Richter! — Maria, du rettest mich von Verzweiflung; du wirst mich auch wieder auf den Weg leiten zu Gott." — Seine starren Züge belebte ein Strahl von Hoffnung und Freudigkeit. Er entdeckte Marien, daß seines Bleibens nun hier nicht länger sey, und wenn ihr Entschluß fest stehe, ihn zu begleiten als sein rettender Engel, so solle sie morgen sich bereit halten; er werde kommen sie abzuholen.

Sie sprachen noch einige Worte über die Reise; er gedachte sich nach Italien zu wenden. Doch die

gewohnte Vertraulichkeit war entwichen! ihre Blicke mieden sich; eine unsichtbare Hand drängte sich zwischen ihre Herzen. Wolf fühlte schmerzlich den bangen Zwang und schied bald von dannen.

Maria fragte Susannen, ob sie mitgehn oder bleiben werde. „Ich hätte es freilich lieber gesehen, ihr wärt auch geblieben," erwiederte Susanne, „doch da ihr nun einmal euer Loos gezogen, so will ichs mit euch theilen, gleich viel ob es schwarz oder weiß ist. Ihr werdet einer treuen Freundin wohl bedürfen."

Am folgenden Tage war Susanne geschäftig, alles zu ordnen und zuzuschicken zu der Reise. Maria half ihr dabei, doch verfiel sie während dieses Geschäfts öfters wieder in denselben Zustand von Geistesabwesenheit, der Susannen schon früher geängstigt hatte. Mitten in dem, was sie eben thun wollte, hielt sie plötzlich inne, blieb ohne Regung stehen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, und schien, gänzlich in sich selbst verloren, nichts mehr zu wissen von dem, was außer ihr war.

Da alles bereit stand, kleidete sie sich an zum ausgehen. Wo wollt ihr hin? fragte Susanne. Heftiger als sonst ihre Art war, rief sie: „Du fragst? Soll ich denn nicht Abschied nehmen von meinem Kinde?" — In dem Augenblicke erhob sich ein großes Getümmel auf der Straße. Susanne öffnete das

Fenster und schaute hinaus. Ein Trupp Bewaffneter, von einer Menge Volk umgeben, bewegte sich in langem Zuge die Straße herauf; mit jedem Augenblick mehrte sich der Haufe, aus allen Fenstern und Thüren schauten Neugierige, und weit voraus flog von Mund zu Mund die Nachricht: „sie bringen den schwarzen Jäger! sie haben den schwarzen Jäger gefangen.“ Auch Susanne wandte sich zu Marien und sprach: „den schwarzen Jäger haben sie gefangen.“ Maria erschrack, sie wuste selbst nicht warum. Indeß war der Zug immer näher gekommen; Susanne lehnte sich weit zum Fenster hinaus und immer weiter; auf einmal aber fuhr sie taumelnd zurück, schlug die Hände über ihrem Haupte zusammen und schrie voll Entsetzen: „Gott sey uns gnädig! Er ists! er ists! Da bringen sie ihn!“ — Maria flog nach dem Fenster: ihr erster Blick fiel auf Wolfen, der mit gebundenen Händen, von Soldaten umgeben, vorüber geführt ward. Er hob die Augen nach ihr — mit einem gräßlichen Schrei stürzte sie zur Erde nieder.

Maria war aus der langen Ohnmacht erwachend in eine schwere Krankheit gefallen. Den so kurz hintereinander wiederholten Schlägen des Schicksals hatte die Natur endlich unterlegen.

Als der erste Eindruck des Schreckens vorüber war, fing Susanne an zu fürchten, daß die öftern Besuche Wolfs nicht unbemerkt geblieben seyn und deshalb sie sowohl als Maria in das gerichtliche Verfahren gegen jenen verflochten werden könnten. Schon vor einiger Zeit hatte sie Herr Walthern, Mariens ehemaligen Bräutigam, auf der Straße begegnet, doch ohne dessen gegen Marien zu erwähnen; jetzt erfuhr sie auf ihre Nachfrage, daß er nach einer langen Abwesenheit vor kurzem zurückgekehrt und bei Hofe und in der Stadt hoch angesehen sey. Sie entschlossen sich nach einigen Tagen ihn aufzusuchen, ihn zu Mariens Schutz und, wenn es möglich, zu Wolfs Rettung aufzufordern.

Herr Walther erschrack heftig, als er das Schicksal Mariens vernahm. Er befragte Susannen über alle nähere Umstände und versprach, bei entstehendem Verdacht sein ganzes Ansehen zu ihrem Besten zu verwenden, ja sich selbst im Nothfall mit Gut und Leben zum Bürgen ihrer Unschuld zu stellen; zu Wolfs Rettung hingegen sey wenig Hoffnung, doch wolle er ohne Verzug um eine Unterredung mit dem Gefangenen anhalten.

Dies geschah noch an demselben Tage. Als Herr Walther in das Gefängniß trat, saß Wolf auf seinem Strohlager, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Bei dem Geräusch des Eintretenden hob er

den Kopf und sah jenen lange starr an, dann legte er die Hand an die Stirn, wie einer, der sich auf etwas besinnt: ein Strahl von Freude dämmerte in seinen Augen auf. „Seyd ihr nicht Herr Walther?“ begann er mit matter Stimme. „Ach ja, ihr seyd es, ich besinne mich nun auf alles. Es gab eine Zeit, da ich euch nicht gern sah; jetzt erfreut mich euer Anblick. Euch sendet Gott. Nun darf ich nicht mehr in Sorgen seyn um Marien; ihr habt sie einst auch geliebt und werdet euch ihrer annehmen.“ — Herr Walther gab ihm das feierliche Versprechen, daß er für sie sorgen werde, wie für eine geliebte Schwester, und bezeigte dann sein Verlangen, ihn zu retten wenn es möglich sey. Wolf schüttelte den Kopf. „Mein Leben könnt ihr nicht retten,“ sprach er, „und sollt es auch nicht versuchen, wenn euch das Heil meiner Seele lieb ist. Gott hat es verworfen; es muß vertilgt werden von der Erde. Ich will die Strafe disseits dulden, daß der Tod mich rein wasche von meiner Schuld und Gott mir Barmherzigkeit angedeihen lasse jenseits.“

Da er Walthers Wunsch bemerkte, die Geschichte seiner letztern vier Jahre zu vernehmen, erwies er sich nach einem kurzen Bedenken bereit, ihm zu willfahren, indem er äußerte, daß er ja nun nichts mehr zu verschweigen habe.

Er erzählte hierauf seinen ersten Eintritt bei

Meister Trymm, das Erwachen seiner Leidenschaft für Marien und seiner Begeisterung für die Kunst, und wie Meister Trymms Geringachtung der letztern und ausschließende Anbetung des Goldes zuerst den Samen des Widerwillens gegen denselben in seine Brust geworfen, der später, da der Alte seiner Absicht auf Marien inne geworden, unter dessen beständigen verächtlichen Aeußerungen über seine Armuth, schnell um sich greifend empor gewachsen, sich bald in Haß verwandelt und endlich das Verbrechen als Frucht getragen habe; wie Walthers Ankunft ihn in Verzweiflung gestürzt, die unerträgliche Vorstellung von Marien in eines Fremden Armen ihn unablässig wie ein böser Geist verfolgt, Mariens weiche Seele, zu jedem Widerstand unfähig, ihn ihre endliche Einwilligung als gewiß befürchten lassen, und wie ihm durch Vorspiegelung der Hölle der Tod des Vaters als einzige Rettung erschienen sey.

„Der Alte hatte mir,“ fuhr er in seiner Erzählung fort, „wie er denn öfters gegen mich mit seiner geheimen Wissenschaft zu prahlen pflegte, einstmals ein silbernes Büchslein gezeigt, darin war ein graues Pulver, dessen Dämpfe, wie er sagte, auf der Stelle tödteten. Nun mußte es sich begeben, daß ich in einer Nacht, da ich auf meinem Lager keine Ruhe finden konnte, mich hin und wieder treibend auf den

Hof des Hauses gerieth und in dem Hintergebäude, wo des Meisters Laboratorium befindlich, durch die halb vermauerten Fenster noch Licht schimmern sah. Eine Menge wild durcheinander wirrender Gedanken erhub sich alsobald in meinem Kopfe; es war mir als hört' ich leise Stimmen vor meinen Ohren, die mich zu etwas antrieben, ohne daß ich recht vernehmen konnte, zu was; mein Herz klopfte wie ein Hammer und fast einem Betrunkenen gleich taumelte ich die Treppe hinan, die zu der geheimen Werkstatt führte. Der Alte trat eben heraus, einen Korb und eine Laterne in der Hand. Ich drückte mich schnell in einen Winkel, und er ging an mir vorüber die Treppe hinab nach dem Kohlengewölbe. Die Thür war offen geblieben: ich schlüpfte hinein. Einen deutlichen Willen hatte ich nicht."

„Da ich bei dem düstern Schein einer Lampe, die von der Decke herabhing, die wunderlichen Geräthschaften rings umher an den Wänden und die Todtengerippe mit den blanken Schwertern sah, da stutzte ich; mir däuchte, ich hörte die Gerippe vernehmlich fragen: was willst du hier? — ein kalter Schauder überlief mich. Doch gegenüber stand noch eine Thür offen und es trieb mich mit Gewalt dahin; ich ermannte mich; trotzig wollt' ich antworten: was gehts euch an? aber die Stimme blieb mir in der Kehle stecken. Ich hätte gern laut gelacht über mich

selber, aber ich konnte nicht. So ging ich mit schwankenden Schritten nach dem zweiten Gemach. Hier war der Heerd. Mancherlei Geräth lag umher, ein kleiner Tiegel, zu irgend einem Versuche vorgerichtet, stand auf dem Heerde, doch war noch kein Feuer darunter. Indem ich nun so umherschaute, fiel mir plötzlich, auf einen Sims stehend, das silberne Büchslein in die Augen. Ich fuhr zusammen bei diesem Anblick, eine große Angst überkam mich; ich hielt mir die Augen zu und wollte fort, und doch statt fortzugehen griff ich im selben Augenblick nach dem Büchslein; es war geöffnet, ich wußte selbst nicht wie, und ich schüttete des grünen Pulvers ein gut Theil in den Tiegel. Darauf aber wandte ich mich, und so schnell ich konnte, denn es ward mir dunkel vor den Augen, tappt' ich nach der äußern Thür, schlüpfte hinaus und verbarg mich nicht weit davon. Ich hörte den Alten zurückkommen und hörte, wie er die Thür von innen verschloß; da sprach ich halblaut zu mir selbst: „er verschließt sein Grab!“ und erschrack über meine eigne Stimme. Ich schlich nach meiner Kammer und warf mich auf mein Bett; doch wie hätte ich zu schlafen vermocht? Sobald es Tag war, sprang ich auf und lief hinaus vor das Thor. Von meinem damaligen Zustand erinnere ich mich nichts weiter, als daß ich mich freute, weil die Sonne nicht schien. Da ich endlich

nach Hause kehrte, sah ich schon von weitem dicken Rauch aus dem Schornstein des Hintergebäudes emporwirbeln; ich lief hinzu, löschte das entstandene Feuer und fand den Alten mit gräßlich entstelltem Gesicht todt vor dem Heerde liegen.“

Er erzählte weiter, wie dieses gräßliche Gesicht ihm allezeit vor Augen gestanden, ihm nirgend Ruh noch Rast gelassen, wie seine Angst immer unerträglicher geworden und ihn endlich sogar von Marien hinweggetrieben. Sich selber zu entfliehen war er hierauf in Kriegsdienste getreten, und das für ihn ganz neue Leben, der tägliche Wechsel der Gegenstände und Begebenheiten hatten wirklich die Erinnerung des Begangenen, die ihn verfolgte, wenn auch nicht vertilgt, doch wenigstens betäubt. Bald darauf aber kam es zum Frieden; der größte Theil der geworbenen Mannschaft wurde entlassen. Dies Loos traf auch Wolfen und seine Gefährten. Allein durch den langen Krieg verwildert, an rastloses Umherschweifen und sorglosen Erwerb gewöhnt, mochten viele Soldaten sich nicht wieder in die Schranken des bürgerlichen Lebens fügen, und führten daher ihr bisheriges Handwerk auf eigne Faust weiter. Wolf fürchtete in der Ruhe die Rückkehr des Zustandes, dem er mit Mühe entflohen; er wollte auch so arm, als er gegangen, nicht wieder

zu Marien zurückkehren: die verächtliche Art, mit der ihn der alte Trymm behandelt hatte, um seiner Armuth willen, so wie dessen Vorhersagung, daß er nie auf einen grünen Zweig gelangen werde, lagen ihm noch oft zu Sinne, und er wollte die letztere durch die That zu Schanden machen. So schloß er sich also an einen von jenen Haufen an, machte sich in kurzem durch Muth, Entschlossenheit und Klugheit bemerklich und ward endlich von seinen Gefährten zum Anführer erwählt, in welcher Eigenschaft er mit ihnen einen großen Theil von Deutschland durchzog und bald unter dem Namen des schwarzen Jägers berüchtigt wurde.

Obgleich er selber niemals seine Hände mit Raub und Mord befleckte, regte sich doch sein Gewissen von Zeit zu Zeit, und nur indem er sich noch tiefer in den Strudel des wilden Lebens stürzte, vermochte er seine leisen Mahnungen zu beschwichtigen. Ein alter Mönch, dem er aus den Händen seiner Leute Eigenthum und Leben gerettet, warf zuerst wieder den Gedanken an Gott und an die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Himmel, durch Reue und Gebet, in seine Brust. Zugleich erwachte die Sehnsucht nach Marien mit neuer Heftigkeit; er fühlte, daß nur ihre Hand ihn wieder auf den Weg zu Gott leiten könne, und so entfernte er sich endlich

in Antonios Begleitung heimlich von seinen Gefährten. In seiner Abwesenheit riß wilde Zügellosigkeit die Zurückgelassenen zu Greuelthaten fort, wie er sie nie gestattet haben würde, die aber dennoch lediglich auf seine Rechnung kamen. Der Arm der Gerechtigkeit bewaffnete sich gegen ihn, und da er um Mariens und seines Kindes willen seine Vorsicht vergaß, ward es leicht, ihn zu fangen.

„Was sich noch sonst begeben, das mich angeht,“ — so schloß er seine Erzälung, — „das wißt ihr, oder werdet es von Marien erfahren. Zwei Bitten habe ich nur noch an euch: die erste, daß ihr euch meines wackern Antonio annehmt, wenn er sich, wie ich gewiß glaube, noch wieder bei Marien sehen läßt, und ihn auf den rechten Weg zurück geleitet; die zweite, daß ihr mir noch einmal euern Anblick gönnt, und mir dann Mariens Verzeihung mitbringt. Ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß ich sie jenseits wiedersehen werde und bald, das weiß ich gewiß.“

Da er hierauf noch großes Verlangen bezeigte, Mariens jetzigen Zustand zu erfahren, so begab sich Walther sogleich auf den Weg zu ihr. — Er fand sie in der höchsten Gluth der Krankheit, ohne Bewußtseyn; Susanne hielt ihr Ende für nahe, auch der Arzt gab wenig Hoffnung, und Walther mußte

sich mit schmerzlicher Wehmuth gestehen, die größte Wohlthat, die Gott ihr senden könne, sey allein der Tod.

Bei Gott aber war es anders beschlossen. Die Kraft des Lebens besiegte die Krankheit: sie genas; doch nur zu einem halben Daseyn. In ihrer Seele war die Erinnerung alles dessen, was in den letzten vier Jahren geschehen, gänzlich ausgelöscht; nur ihre frühe Jugend und die erste Zeit ihrer Liebe stand ihr in lebhaften Farben gegenwärtig, und sie sprach von Wolfen als von ihrem Bräutigam, der bald kommen werde, sie abzuholen. Ruhig saß sie den ganzen Tag in ihrem Stuhle, flocht Kränze von den Blumen, die ihr Susanne täglich zutrug, mit welchen sie sich dann schmückte, und sang zuweilen Lieder, die sie oft sonst gesungen. Susanne mußte sie an- und auskleiden und sie nähren wie ein Kind. Niemals bezeigte sie ein Verlangen, das Zimmer zu verlassen. „Er könnte ja kommen," sagte sie, „und mich nicht finden."

Walther hatte, durch ein Geschäft entfernt, seit dem Anfang ihrer Genesung sie nicht gesehen. Jetzt kehrte er zurück, und sein erster Gang war zu Marien.

Er fand sie in einem weißen, leinenen Hauskleide mit blaßgrünen Schleifen geziert — sie litt

keine andre Farbe — das reiche, lichtbraune Haar floß aufgelöst über Schultern und Busen herab; auf dem Kopf trug sie einen Blumenkranz, ein andrer lag noch nicht ganz vollendet auf ihrem Schooß; ein Körbchen mit Blumen stand neben ihr. Sie schaute empor, als Walther eintrat, sah ihn an, und dann gleichgültig wieder auf ihre Arbeit nieder. Walther stand bestürzt und erschrocken. Nach einer Weile hob sie den Kranz in die Höhe und sprach: „Der ist für meinen Bräutigam, wenn wir zur Kirche gehen.“

„So findet ihr sie wieder!“ rief Susanne weinend aus. Walther senkte den Kopf auf seine Brust; ein herber Schmerz schnitt tief durch sein Innerstes; er hörte nicht was Susanne noch weiter zu ihm redete. — Maria hub mit leiser Stimme an zu singen:

Es saß ein Mägdlein feine
Verlassen an dem Raine,
Bis auf den Tod betrübt.
Es zog der Wind vorüber;
Sie fragt' ihn: kommt mein Lieber?
Doch Wind nicht Rede giebt.

Der Mond schleicht aus dem Walde,
Sie fragt ihn: kommt er balde?

Doch stumm ist Mondenlicht.
Sie hört das Wasser rauschen;
Sie will auf Nachricht lauschen;
Doch Nachricht bringt es nicht.

Der Morgen lugt von Bergen,
Sie fragt: siehst du ihn nirgend?
Doch Morgen schweigt vor ihr.
Da kommt der Tod gegangen,
Spricht: dort ist dein Verlangen,
Dort oben! Komm mit mir!

„Das ist nur so ein Lied," sprach sie endend und sah Walthern an. „Mein Bräutigam kommt bald. Meint ihr nicht, daß er kommen wird?" — Walther wandte sich ab, ihr seine Thränen zu verbergen.

Da öffnete sich die Thür, und Antonio trat herein. „Da bin ich!" rief er. „Ich konnte es nicht länger ertragen: ich mußte euch sehen." — Er trat mit leuchtenden Blicken vor Marien; aber Maria sah ihn starr an und schwieg. Er schlug zurückwankend die Hände zusammen voll Entsetzen. Maria senkte die Augen nieder und fing wieder leise an zu singen:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offnes Grab.

„Aber um Gottes willen," sprach Susanne, „was wollt ihr hier, Antonio? Sie werden euch fangen und euch thun wie euerm Herrn."

„Immerhin!" erwiederte Antonio. „Was soll das Leben mir noch jetzt?"

Maria heftete ihre Blicke von neuem auf ihn, schüttelte den Kopf und legte die Hand an die Stirn: dann winkte sie ihn zu sich und sagte: „Du bist wohl auch ein Verlassener auf der Welt? Geh mit dem Manne dort; der sieht gut und freundlich aus."

Walther eröffnete ihm den Wunsch seines Herrn, daß er für ihn sorgen und ihn retten möge, und bat ihn, ihm zu vertrauen. Antonio kniete vor Marien nieder, küßte ihre Hand, dann sprang er auf und wandte sich zu Walthern: „Auch sie wünscht es: ich bin euer. Macht mit mir was ihr wollt!" Und da jener Marien in tiefes Nachdenken, wie es schien, versunken sah und befürchtete, des Jünglings Anblick möchte die Erinnerung ihres entsetzlichen Schicksals aufregen, die Gottes Hand erbarmend mit wohlthätigem Vergessen gedeckt, so begab er sich schnell mit ihm hinweg.

Er führte ihn zu Wolfen, der sich freute, seinen treuen Antonio noch einmal wiederzusehn. Antonio fand seines Schmerzes kein Maaß. Wolf tröstete und ermahnte ihn, sich selbst als warnendes Beispiel aufstellend. Er war sehr bleich und entstellt, und der Gefängnißwärter sagte Walthern, wie seine Kräfte mit jedem Tage mehr dahinschwänden und er den Urtheilsspruch, so nahe er auch sey, wohl kaum erleben werde.

Auch Maria wurde, ohne eigentlich krank zu seyn, doch allmählich immer schwächer. Ihr sonstiger Zustand blieb derselbe. So oft Walther sie besuchte, nie zeigte sich die leiseste Erinnerung, daß sie ihn früher gekannt. Ihre Sehnsucht nach dem Bräutigam aber wuchs mit jedem Augenblick, und in der letzten Zeit schienen ängstliche Zweifel in ihrer Seele zu erwachen, ob er auch wirklich kommen werde. Walther trug bange Besorgniß, daß ihr vollständiges Bewußtseyn zurückkehren möchte. Allein der Tag der Vereinigung war nahe.

An einem Morgen erwachte sie sehr früh, stand auf und begehrte von Susannen ihr bestes Kleid. Ihr Auge leuchtete mit ungewohntem Glanze; auf ihrem Gesicht ruhte stille Verklärung. „Heut kommt mein Bräutigam,“ sprach sie; „nun weiß ich es

gewiß. Ein Engel war diese Nacht bei mir und hat es mir gesagt.“ Susanne kehrte sich ab und schluchzte; denn heut gerade war der Tag, an dem Wolf zum Tode gehen sollte.

„Ach der kleine Engel war wunderschön!“ fuhr Maria fort. „Ich habe die goldnen Locken und die blauen Augen mit den dunkeln Wimpern wohl sonst schon gesehn. Er nannte mich Mutter, und mein Herz schwamm in Freude und Wonne.“

Sie ließ sich schnell ankleiden, trieb Susannen, ihr frische Blumen zu holen und flocht dann emsig an einem neuen Kranze. — Die Sonne ging auf. Maria blickte hin und sagte: „So sah ich sie schon einmal durch die Fenster lugen, aber damals — ach! es ist wohl schon lange her! — damals war mein Herz voll Trauer; heute scheint die Sonne in meinen Freudentag.“

Indem ward es laut auf der Straße. Das Geräusch nahm zu; verworrne Stimmen ließen sich vernehmen. Maria horchte auf. „Der Bräutigam kommt!“ rief sie. „Ich bin bereit.“ — Susanne schaute aus dem Fenster. Der Todeszug, Wolf in seiner Mitte, kam eben langsam die Straße herab. — Jetzt war er dem Hause ganz nahe gekommen. Da setzte Maria den Blumenkranz auf ihr Haupt

stand auf, nahm das kleine silberne Crucifix vom Tische, und mit dem lauten Ruf: ich komme! eilte sie zur Thür hinaus, die Treppen hinab auf die Straße, ehe Susanne sie aufhalten, ehe sie ihr folgen konnte. Sie drang durch die Menge; alles wich erstaunt zurück und machte willig Platz. So gelangte sie in die Mitte, ersah Wolfen und lief mit freudeglühendem Gesicht auf ihn zu und rief: „Da bin ich, Wolf! nun laß uns gehen.“ Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Sieh, dort steht unser Kind!“ flüsterte sie. „Es wartet auf uns.“ Ihre Hände gleiteten herab. Wolf fühlte sie in seinen Armen erstarren. Ihr Haupt sank zurück; er sah sie erbleichen und sah ihr Auge brechen. Ohne Schmerz, ohne bittre Erinnerung, im Entzücken des Wiedersehns war ihre Seele von dannen geschieden, und nur im letzten Augenblick erschien das Bild ihres Kindes, um als ein leitender Engel sie hinüber zu führen in die Wohnung des Friedens. — Wolf legte sie sanft auf den Boden nieder und warf sich neben ihr zur Erde, den letzten Kuß von ihren Lippen zu nehmen. Ringsumher war Grabesstille. Niemand regte sich. Nur wenige Augen blieben ohne Thränen. Als endlich Wolf nicht wieder aufstand, ging einer von den Begleitenden hinzu und wollte ihn aufheben: da sahen alle, daß auch er kalt und starr war. Gott hatte, versöhnt, im Tode sie vereinigt.

Walther brachte es durch sein Ansehn dahin, daß beide nebeneinander in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofs begraben wurden und pflanzte eine Trauerweide auf das Grab.

Vergib uns unsre Schuld.

1814.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte zu Magdeburg Herr Vollrad, ein angesehener Kaufmann, der theils seinem Fleiße, theils der Heirath mit einer reichen Wittwe den Genuß eines beträchtlichen Vermögens verdankte. Da seine Ehe kinderlos blieb, hatte er die verwaiseten Kinder eines armen Verwandten in sein Haus aufgenommen und erzog sie als die seinigen. Bald darauf starb seine Frau. — Georg und Klara vergalten ihm seine Sorge für ihr Wohl durch die herzliche Liebe, die sie gegen ihn und durch die innigste Zuneigung, die sie zu seiner Freude von frühster Kindheit an gegen einander hegten.

Da Georg siebzehn Jahre alt war, sandte er ihn nach Augsburg, sich dort in dem Hause eines Handelsfreundes, der große Geschäfte mit dem Auslande trieb, zum tüchtigen Kaufmann auszubilden.

Nach einer sechsjährigen Abwesenheit kehrte jetzt Georg in die Heimath zurück.

Der Abend wiegte sich auf den Fluthen der Elbe. An ihren Ufern hin zog Georg einsam, in sich selbst versunken. Die Thürme von Magdeburg hoben sich

aus dem herbstlichen Nebelduft. Georg blickte auf und seufzte.

Nach einer so langen Abwesenheit sollte er das Haus wieder sehen, das ihn auferzogen; auf ihn wartete daheim der herzliche Willkommen seines Pflegers und zweiten Vaters und seiner geliebten Schwester; ringsum, wo er hin sah, traten ihm Wälder und Hügel, Dörfer und einzelne Bäume, wie alte Bekannte entgegen und schienen, die Bilder seiner fröhlichen Knabenzeit vor ihm vorüber führend, sich seiner Wiederkehr zu freuen. Doch Georg vermochte alles dessen nicht froh zu werden; ein banges Gefühl, das er sich selber klar zu machen scheute, drückte seine Brust zusammen. Er sah seitab der Straße auf einem kleinen beras'ten Hügel, mitten im Felde, eine alte Eiche; er kannte sie wohl, denn sie war oft das Ziel seiner Ausflüge gewesen und manche Stunde hatte er in ihrem Schatten in Ahnungen der Zukunft verträumt; das Landvolk erzählte sonderbare Geschichten von dem Baume und keiner ging ohne heimliche Scheu an ihm vorüber. Georg lenkte sein Roß nach dem Hügel, stieg ab und setzte sich an dem bemoosten Stamme nieder. Die Erinnerung der vergangenen Zeit ward mit jedem Augenblicke lebendiger in seiner Seele; doch, alle andern zurückdrängend, hob sich die Gestalt seiner Schwester Klara empor. Er gedachte ihrer friedlichen Spiele

und wie sie sich geliebt und ihre Herzen aneinander gehangen, von früher Kindheit an, wie er nur in der innigsten Vereinigung mit ihr sich seines Lebens bewußt geworden, und er gedachte seines Schmerzes bei dem Abschied und hielt das liebliche Bild, in Thränen schwimmend, an seinem Herzen, wie damals. Als aufblühende Jungfrau hatte er sie verlassen; jetzt sollte er sie wiedersehen als die Gattin seines Pflegevaters.

Vor wenig Wochen erst hatte er die Nachricht seiner Vermählung und den Befehl zur Heimkehr von diesem erhalten, da der entsetzliche Krieg, welcher nun schon so lange verwüstend durch Deutschlands Gaue zog, jede Verbindung zwischen den entferntern Provinzen erschwerte und oft gänzlich aufhob. Er bewahrte noch den Brief seines Vetters und zog ihn jetzt hervor; seine Blicke hafteten auf einem kleinen Zettel, der darin lag, auf welchem ihm Klara selbst, mit zitternder Hand, wie es ihm schien, ihre Verbindung gemeldet hatte und er erschrak über sich, da er seine Thränen auf das Papier fallen sah. Seine Augen mit der Hand bedeckend, saß er lange Zeit, und da er wieder aufschaute, war es ihm, als säße er auf einer ungeheuern Brandstätte der vergangenen Zeit und die grauen Thürme vor ihm, von der Glut der Abendsonne geröthet, ragten wie riesenhafte Trümmer aus

der Verwüstung. Er versank in tiefes Nachsinnen, seine Augen schlossen sich; in einem sonderbaren Zustande zwischen Traum und Wachen flogen wunderliche Bilder, mit einer fast furchtbaren Lebendigkeit der Farben bekleidet, vor ihm vorüber. Er sah Klaren in unnennbarem Liebreiz vor sich stehen und er breitete seine Arme aus nach ihr, voll unendlicher Sehnsucht und Liebe, aber eine schwarze Riesenfaust streckte sich plötzlich zwischen ihn und sie, und drängte ihn abwehrend zurück; er sah sich selbst mit einem Dolch bewaffnet, ein feuriger Buchstabe brannte an seiner Stirn, aber ein Engel wischte ihn hinweg mit seiner Hand und entrang ihm den Dolch; gleich darauf sank eiu mächtiges, ehernes Schild vom Himmel und ein Mann, auf einem weißen Rößlein reitend, rührte an das Schild mit seinem Schwerte, daß es laut erdröhnte und sogleich stiegen Rauchsäulen aus den Dörfern rings umher, in der Stadt schlug die Flamme an mehrern Orten zugleich empor, die Thürme standen in rother Gluth, überall war Getümmel und Angstgeschrei, Schrecken und Verwirrung, und er sah sich noch einmal, wie er unter derselben Eiche, wo er jetzt saß, blutend und sterbend am Boden lag. Da öffnete er seine Augen mit Gewalt und blickte scheu um sich her und wunderte sich, daß alles so ruhig und still war. Kein Lüftchen regte sich; aber durch die falben Blätter des

Baumes ging ein leises Rauschen und ihm däuchte, als hört' er eine heisere Stimme „wehe! wehe!“ rufen. Ein plötzliches Entsetzen überkam ihm; er warf sich auf sein Pferd und trieb es in gestrecktem Laufe nach der Stadt.

Mit herzlicher Freude empfing Herr Vollrad seinen Pflegling, den er allezeit wie seinen wahren Sohn geliebt und gehalten hatte. „Ey!“ rief er und betrachtete ihn mit leuchtenden Augen: „ey! was ist doch aus meinem Pflänzlein ein anmuthiger und stattlicher Baum worden! So er auch Früchte trägt, die seinem Aussehn gleichen, bin ich wohl ein glücklicher Gärtner zu nennen.“ Georg kam sich bei dem Vergleich, er wußte selbst nicht warum, wie der unheimliche Drudenbaum vor, den er eben verlassen; es überlief ihn ein leiser Schauder und er beugte sich auf Vollrads Hand nieder, seine Verwirrung zu verbergen.

„Aber da stehe ich,“ fuhr dieser fort: „und freue mich allein und denke nicht der Trauernden da drüben in ihrem Kämmerlein, die wohl noch größeres Recht hat sich zu freuen, denn ich! deine Schwester hatte seit kurzem einen stillen Kummer, den sie mir verhehlte; doch merkt' ich wohl, ihre heimlichen Thränen galten niemand anders als dir. Da du nicht kamst und auch nicht schriebst, mochte sie dich wohl schon verloren achten und mochte mir's doch nicht

eingestehen. Dein Anblick wird nun, hoffe ich, allen Gram von ihrem Herzen lösen.“

Er faßte mit diesen Worten Georgs Hand und zog ihn mit sich fort nach Klarens Gemach. Vor der Thür aber blieb er stehen und sprach lächelnd: „du hast dich das verwundert, Georg, da du meinen Entschluß vernommen? Doch wer konnte wohl eines solchen Schatzes Hüter seyn, ohne dessen zu begehren? Der Frühlingshimmel dieser Augen trieb auch wohl aus dürrerem Stamme noch das grüne Reislein der Liebe!“ — Georg schwieg und Herr Vollrad öffnete die Thüre.

Georg erblickte zwei weibliche Gestalten; die eine auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, so wie er Klaren einst verlassen, die andere hoch und schlank emporgeschossen, in der Fülle vollendeter Schönheit und bei der Verwirrung, in welcher er sich befand, stand er zweifelhaft, an welche er sich wenden sollte. Doch als Herr Vollrad ausrief: „Nun da bring' ich dir den Verlornen!“ und die letztere aufsprang und ihm entgegen eilte und das Licht der Kerze in Vollrads Hand ihr Gesicht bestrahlte, da erkannte er die theuren Züge seiner Klara und streckte die Arme nach ihr aus, sie an das ungestüm schlagende Herz zu drücken. Auch sie breitete die Arme gegen ihn; doch plötzlich blieb sie stehen, schlug die Augen nieder, eine dunkele Glut

überflog ihre Wangen, ihre Arme sanken herab, und da Vollrad sie im selben Augenblick erbleichen sah, sprang er besorgt hinzu und umfaßte sie. Sie lehnte den Kopf an seine Brust; ein Thränenstrom brach aus ihren geschlossenen Augen; Georg aber knieete vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und küßte sie. „Was treibt ihr, Kinder?“ rief Herr Vollrad verwundert aus. Klara schien sich zu besinnen, neigte sich gegen Georg, ihn aufzuheben: „Georg, mein Bruder!“ sprach sie mit leiser Stimme, und ihre Lippen berührten seinen Mund. Ein Gefühl, das er noch nie gekannt, überwältigte ihn; hrftig schlang er seinen Arm um sie; seine Brust rang nach Athem; er fühlte, daß Klara zitterte in seinen Armen.

„Nun betrachtet euch doch nur ein wenig und freut euch!“ rief Herr Vollrad. „Es hat sich keins vor dem andern zu schämen. Und gehört ihr wohl beide in des lieben Gottes schönsten Blumenflor, so ihm auf deutschem Boden gewachsen. Dies Knöspchen da,“ er zeigte auf Klarens Gesellschafterin — „unsre stille Theresia, ist aus wälscher Erde hieher verpflanzt und trägt die Sehnsucht nach dem warmen Himmel seines Vaterlandes noch immerdar auf seinen blassen Wangen.“

Georg ließ Klaren aus seinen Armen und schaute hin. Therese schlug die großen dunkeln Augen nach

ihm auf und dann zu Boden, und neigte sich demüthig vor ihm.

„Weil wir von Blumen sprechen,“ — fuhr Herr Vollrad redselig fort, — „morgen sollst du meinen Garten sehen und dich verwundern, wie alles so ganz anders worden.“

Ach, wohl war alles so ganz anders geworden! Das fühlte Georg im Tiefsten seines Herzens. Die alte süße Vertraulichkeit zwischen ihm und Klaren war entflohen. Er sehnte sich nach dem Augenblick, wo er ohne Zeugen mit ihr reden könnte und doch bangte, doch graute ihm davor.

Für heut' aber durfte er kein Alleinseyn mit ihr erwarten. Die Zeit der Abendmahlzeit erschien, mit ihr nach alter Sitte die ganze Hausgenossenschaft, und Georg begrüßte die alten Bekannten. Während des Essens war Klara still und schien oftmals in tiefes Nachsinnen zu versinken und nur, wenn Georg erzählte, nahm sie aufmerkend Theil. Herr Vollrad sprach in der Freude seines Herzens fleißig den Becher an und trank auch Georgen tapfer zu. Dabei war des Erzählens kein Ende, besonders als die Rede auf die jetzigen Angelegenheiten der Stadt fiel, so daß Mitternacht herankam, als Herr Vollrad erst daran dachte, daß Georg müde seyn könne von der Reise.

„Ich habe dir dein traulich Kämmerlein mit der

Aussicht nach dem Garten wieder bereiten lassen,“ sprach er und rufte einen Diener herbei, Georgen zu geleiten. Darauf umarmte er ihn noch einmal und wünschte ihm gute Nacht. Klara bot erröthend ihrem Bruder die Wange zum Kuß und so schieden sie von einander. Georg aber stand lange wie ein Träumender, und starrte die Thür an, durch welche sie hinweggegangen, bis der wartende Diener ihn endlich an seine Gegenwart erinnerte.

Die Stadt Magdeburg theilte sich damals zwischen Hoffnung und banger Erwartung. Da man nach der Entfernung des geächteten Administrators, Christian Wilhelm von Brandenburg, auch die Wahl des Herzogs von Sachsen kaiserlicher Seits mit Unwillen vermerkte, indem der Kaiser seinen eigenen Sohn auf den erzbischöflichen Stuhl erheben wollte, die Stadt auch deshalb bereits im vorigen Jahr eine mehr als sechsmonatliche Einschließung von den Kaiserlichen erduldet hatte, war jetzt, nicht gar lange vor Georgens Ankunft, der zurückgekehrte Christian Wilhelm, die Gelegenheit benützend, plötzlich und in der Stille zu Magdeburg erschienen und hatte mit dem Rath ein Bündniß abgeschlossen, worauf sich die Stadt unter schwedischen Schutz begeben. Bald darauf ward vom König Gustav Adolph der

Oberste Dietrich von Falkenstein gesandt und vom Magistrat zum Commandanten der Stadt bestellt.

Vielen bangte nun vor der Rache des Kaisers, die sie wie ein verderbenschwangeres Gewitter über der Stadt schweben sahen; der größere Theil aber vertraute der nahen Hülfe des schwedischen Heeres, welches schon ganz Pommern in Besitz und auch aus den Meklenburgischen Landen die Kaiserlichen vertrieben hatte.

Unter diesen Umständen, da die Bewegung, in welcher sich alle Gemüther befanden, Georgen selbst wider seinen Willen zur Theilnahme an der allgemeinen Angelegenheit hinriß und er sich überdies der Geschäfte seines Vetters mit regem Eifer annahm, blieb ihm nur geringe Zeit übrig, sich des Umgangs mit seiner Schwester zu erfreuen. Auch schien Klara geflissentlich jede Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, zu vermeiden; sie war immer von Theresen begleitet, die mit ihrer Großmutter, wie er vernahm, ein Stübchen im Hause bewohnte, welches Herr Vollrad der letztern aus Mitleid eingeräumt und Georg selbst, obwohl von heimlicher Sehnsucht ohn' Unterlaß nach Klaren hingezogen, fühlte sich doch in ihrer Nähe allzeit von einer seltsam beklemmenden Empfindung und einer ihm selbst unerklärbaren Scheu ergriffen und von ihr hinweggedrängt. So kam es denn bald, daß sie einander fast nur bei der Mit-

tags- und Abendmahlzeit begegneten. Hier aber wurden ihm, in der trüben und unzufriedenen Stimmung, die sich seiner immer mehr bemeisterte, Vollrads heitere Gespräche und gutmüthige Scherze mit jedem Tage unerträglicher; besonders war ihm dessen Stimme nie rauher und unangenehmer vorgekommen als jetzt, wenn derselbe sie mit liebkosenden Worten an Klaren wendete oder sich beigehen ließ, ihr Lob zu preisen. Er nur allein, so schien es ihm, wußte ganz, was Klara war; seinen Augen nur war die ganze Fülle ihrer Anmuth unverborgen, in seinem Busen nur lebte ein würdiges Bild von ihr, und ihm allein wäre es zugekommen, ihr Lob auszusprechen, wenn seine Lippen es gewagt hätten; Vollrads Worte dünkten ihm nur Entheiligung und reizten ihn zum Unwillen. Herr Vollrad ward der Veränderung, die sich mit ihm begab, wohl inne; er bekümmerte sich darüber und fragte ihn öfters theilnehmend nach der Ursache; doch wie hätte Georg, der sich oft selbst ein Räthsel war, und den Schleier von dem, was in seinem Herzen vorging, nicht hinwegzuziehen traute, wie hätte er fremden Blicken die heimlichsten Gefühle seines innersten Wesens zu enthüllen vermocht!

So waren mehrere Wochen seit seiner Rückkehr vergangen, als er einst eines Abends spät, den langen Gang nach seinem abgelegenen Zimmer hinab-

schreitend, vor sich einen hellen Schein aus einer Mauerblende bemerkte, in welcher, wie er wußte, ein uraltes steinernes Bild stand, dessen Ursprung und Bedeutung niemand kannte. Er war als Knabe nie ohne Grauen vor ihm vorübergegangen. Da er sich befremdend näherte, sah er eine alte Frau, auf ungewöhnliche Art mit einem rothen Mantel bekleidet, die vor dem Bilde auf den Knieen lag. Ein Licht stand in der Blende. Die Alte raffte ihre Krücke vom Boden und versuchte sich zu erheben. „Reicht mir die Hand ein wenig, daß ich aufstehen kann," sprach sie auf italiänisch mit einer rauhen Stimme. Georg, der Sprache kundig, schloß daraus, daß es Theresens Großmutter sey und half ihr empor.

„Dies ist das Bild der heiligen Klara," fuhr sie fort: „die hier in diesem Hause, dessen Schutzheilige sie einst war, jetzt ungekannt und unverehrt, wie eine Fremde und Geächtete dasteht in Mitte des Unheiligen. In stiller Nacht geh' ich hieher zu beten, ich eine Fremde und Geächtete wie sie, und es ist heute nicht das erstemal, daß ich sie Thränen vergießen sah ob eurer Verblendung."

Georg betrachtete die Alte voll Verwunderung. Sie holte das Licht aus der Nische und leuchtete ihm in's Gesicht. „Ja, ja," hub sie von neuem an: „das sind der Mutter Züge, das ist ihr Blick!"

Ach die Unglückliche! sie hat die kurze Verirrung schwer genug gebüßt und büßt sie jenseit noch. Bete mein Sohn, bete für Deine Mutter!“

„Ihr kennt mich?“ rief Georg. „Ihr kanntet meine Mutter?“

„Wohl kannt' ich sie!“ entgegnete die Alte. „Auf diesen Armen hab' ich sie als Kind getragen, um ihretwillen verließ ich unser schönes Vaterland und folgte ihr unter diesen rauhen Himmel, ach! nur um sie in fremder, ungeweihter Erde zu begraben!“

„Ihr irrt euch, gute Frau,“ sprach Georg. „Meine Mutter war eine Deutsche, aus deutschem Blute stammen wir, ich sowohl als meine Schwester.“

Sie sah ihm lange schweigend ins Gesicht. „Deine Schwester?“ rief sie endlich: „Deine Schwester? bist Du denn gewiß, daß sie wirklich Deine Schwester ist?“

Georg starrte sie an. Wie ein Blitzstrahl zuckte die Frage durch sein Innerstes und regte es gewaltig auf. Mit bebenden Lippen stammelte er: „Wahnsinnige, was hast Du gesagt? was willst du mit mir machen?“

„Wahnsinnig nennst Du mich,“ sprach die Alte: „weil ich deines Herzens geheimsten Wunsch berühre! Nun so sag' ich dir denn hier vor dem Bilde der Heiligen, die meine Worte vernimmt: Klara ist nicht Deine Schwester!“

Georg wankte rückwärts und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Wir sind hier nicht sicher," fuhr jene fort: „kommt morgen Nacht, wenn alles schläft, zu mir auf mein Kämmerlein, dann soll Euch alles klar werden."

„Nein, heute noch! jetzt gleich!" rief Georg und faßte sie heftig bei der Hand. Sie legte den Finger auf den Mund und sprach: „Still! still! Für heute kein Wort mehr! Ich muß erst mit mir selbst zu Rathe gehen; ein Geheimniß, das so lange in der Brust gerostet, ist ein Theil von uns selber geworden und mag man sich dessen nicht so leicht entschlagen, wie einer schlechten Kupfermünze. Gute Nacht! Auf Wiedersehen. Und damit wandte sie ihm den Rücken und verschwand mit ihrem Lichte in einem Seitengange. Georg sah dem Scheine zu, der immer schwächer und schwächer werdend, an dem Gewölbe spielte, er hätte ihn aufhalten mögen, um nicht ganz allein zu seyn, und als nun alles still und dunkel war um ihn her, da fing ihm an zu grauen vor seinen eignen Gedanken, die wie Gespenster in seiner Seele aufstiegen und bald in wilder Verwirrung durch einander tobten; er eilte nach seinem Zimmer und warf sich auf sein Lager.

Doch der Schlaf, den er, sich vor sich selbst zu retten, herbei sehnte, wollte nicht erscheinen und so

lag er, tausend widerstreitenden Gefühlen zur Beute wehrlos hingegeben. Bald schalt er die Alte eine Wahnwitzige, eine Lügnerin, bald wieder überließ er sich der Hoffnung, daß sie doch wahr geredet haben könnte. Jetzt war das Wort zu dem Räthsel seines Herzens gefunden, jetzt wußte er, was Klara ihm von früher Kindheit an gewesen, nun kannte er die Regung, die ihn jetzt bei ihrem Wiedersehen überrascht, und dies Bewußtseyn ging wie eine heitre Morgenröthe ordnend und erquickend über der verworrenen Nacht seines bisherigen Lebens und seiner Empfindungen auf. Er wagte, sich Klaren von gleicher Liebe und Sehnsucht glühend, vorzustellen, seine Fantasie berauschte ihn mit den süßesten Bildern, dann aber brach wieder zerstörend der Gedanke in seinen Himmel ein, daß ja Klara für ihn verloren, daß ihr Besitz auf immer ihm versagt, entrissen sey — er erfüllte sein Herz mit Unmuth und Bitterkeit, und Vollrad erschien ihm in diesem Augenblick nicht wie sein Pfleger und Wohlthäter, sondern nur wie der Räuber seines Glücks, der unrechtmäßige Eigenthümer eines Schatzes, dessen ganzen Werth er nicht einmal kenne, der Zerstörer jeder Freude seines Lebens.

Es ging schon hoch gegen Morgen, als er erst in einen unruhigen Schlummer sank, aus welchem er spät und abgemattet, wie nach einer langen Krankheit, erwachte. Da Herr Vollrad ihm mit einem

freundlichen guten Morgen entgegen trat, und ihn dann verwundert nach der Ursache seines bleichen und verstörten Ansehens befragte, vermochte er ihm nichts zu antworten, vielweniger ihn anzusehen und wandte sich von ihm ab, weil er fürchtete, sein Gesicht möchte der Verräther seines Herzens werden. Er versuchte sich durch angestrengte Arbeit zu betäuben, doch ohne Unterlaß klangen die Worte des Alten vor seinen Ohren: Klara ist nicht deine Schwester! Vollrads Nähe wurde ihm mit jedem Augenblicke drückender und er ergriff den ersten Vorwand, sich zu entfernen, streifte überall, Zerstreuung suchend, in der Stadt umher, erschien weder Mittags noch am Abend bei Tische, und harrte ungeduldig der Zeit, wo ihm die Alte die Erklärung ihrer Worte verheißen hatte. Bei seiner Heimkehr am späten Abend erfuhr er, daß Herr Vollrad zur ungewöhnlichen Zeit auf's Rathhaus berufen worden und noch nicht wieder zurück sey.

Sein Weg führte ihn bei Klarens Zimmer vorüber. Durch eine Spalte der Thür bemerkte er Licht in demselben. Unwillkührlich blieb er stehen und da alles still war darin, trieb es ihn, das Auge an das Schlüsselloch zu legen. Er nahte sich zitternd, und sein Auge traf gerade auf Klaren, die ihre Haarzöpfe auseinander flechtend, in der Mitte des Gemaches stand. Seine Brust hob sich ungestüm, er

mußte sich aufrichten, um Odem zu schöpfen. Indem aber öffnete sich die Thür und Klara trat, das Licht in der Hand, auf die Schwelle. „Georg!“ rief sie: „du hier?„ Er fuhr zurück und starrte sie an. Ach! so herrlich war sie ihm noch nie erschienen! Das entfesselte, reiche Haar floß in tausend Locken und Ringeln über den nur halb bedeckten Busen nieder; ihre Wangen glühten in holder Schaam und Verwirrung. Er streckte seine Arme verlangend nach ihr aus, doch unfähig, seinen begehrenden Blick zu ertragen, schlug sie die Augen nieder, reichte ihm die Hand und mit einem leisen: gute Nacht! das über ihre Lippen zitterte, schritt sie zurück und wollte die Thür schließen. Georg aber drängte sich ihr nach; es war ihm, als ob die Welt rings um ihn her versänke und verschwände, er sah nur die Geliebte, nur des heißen Triebes der Leidenschaft war er sich bewußt; seiner selbst nicht mehr mächtig, umfaßte er Klarens schlanken Leib, er fühlte das Beben ihrer Glieder, er fühlte das heftige Klopfen ihres Herzens an seinem, und bedeckte ihren Mund, und ihre Augen, und ihre entblößten Schultern mit glühenden Küssen. „Georg!“ stammelte sie ängstlich, mit erstickter Stimme. „Georg! was beginnst Du?“ und strebte sich ihm zu entwinden. Er aber umstrickte sie nur fester und rief: „Nein! Nein! Du bist nicht meine Schwester, Klara!

Du bist nicht meine Schwester!“ Da rang sie sich mit Macht aus seinen Armen und trat zurück und sah ihn an mit festem Blicke: „Unseliger,“ sprach sie: „und wenn ich es nicht wäre? Nicht Dir gehör' ich an! Du wirst und darfst mich nie besitzen!“ Sie sank in einen Sessel und verhüllte das Gesicht; Georg hörte sie schluchzen. Er warf sich vor ihr nieder, breitete die Arme nach ihr und wagte es nicht mehr, sie zu berühren. Da trat Therese herein; erstarrend blieb sie in der Thür stehen. Georg sprang auf; Klara winkte ihn mit der Hand hinweg, und er wankte hinaus, und einem Trunkenen gleich nach seinem Zimmer.

Er gedachte in diesem Augenblicke der verheißenen Zusammenkunft nicht mehr, die er kurz vorher so ungeduldig herbeigewünscht hatte, allein die Alte stand schon auf dem Gange, seiner wartend und zog ihn mit sich fort. Da sie in ihrem Kämmerlein angelangt waren, verschloß und verriegelte sie die Thür, hieß ihn sich setzen und aufmerksam anhören, was sie ihm berichten werde. Nur mit Anstrengung vermochte er sich zu sammeln und ihren Worten zu folgen.

Sie erzählte ihm nun: wie seine Mutter, Franziska Gualtieri mit Namen, zu Bologna in Italien geboren und unter ihrer Obhut und Pflege in Zucht und Frömmigkeit aufgewachsen sey; wie dieselbe

mehrere vortheilhafte Heirathsanträge von der Hand gewiesen habe, da ihr Sinn von Jugend auf nach dem Kloster gestanden, bis endlich ein Deutscher sie einst in der Kirche gesehen, hierauf in dem Hause ihres Oheims, bei welchem sie nach ihrer Eltern Tode gewohnt, den unbemittelten Alten durch seinen Reichthum verblendend, Zutritt gesucht und gefunden, und sich in das Herz des frommen und unerfahrnen Mädchens einzuschleichen und, ohne Zweifel mit Beihülfe teuflischer Künste, darin also festzusetzen gewußt habe, daß sie bei seiner Rückkehr nach Deutschland den Entschluß gefaßt, ihren Oheim und ihr Vaterland heimlich zu verlassen und ihm zu folgen.

„Ich konnte mich nicht von ihr trennen," fuhr die Alte fort: „da ich sie allzeit als mein eigenes Kind geliebt; und so zogen wir mit einander in dieses fremde Land. Er führte uns aber nicht nach seiner Heimath, sondern brachte uns nach einer Stadt, die Erfurt heißt, unter dem Vorwande, daß er seine Eltern erst auf seine Heirath vorbereiten müsse. Hier besuchte er uns nun ab und zu, vertröstete die arme Franziska, die sich gesegneten Leibes befand, von einer Zeit auf die andre, ließ es uns aber indeß, wie ich bekennen muß, an nichts fehlen. Auch gaben sich die guten Leute, bei welchen

wir wohnten, alle Mühe, uns armen Fremdlingen behülflich und gefällig zu seyn.“

„Auf einmal aber zeigte sich in dem Betragen von Franziskas Geliebten eine gar merkliche Veränderung; seine Besuche wurden selten, und wenn er kam, schien er zerstreut, verlegen, konnte nicht mehr dreist aus den Augen sehen und eilte jederzeit, wieder fortzukommen. Endlich, als er uns einst eine Anweisung auf eine sehr beträchtliche Summe Geldes zurückgelassen, blieb er ganz weg. Franziska schrieb an ihn — ach! einen Tiger hätten ihre Briefe zum Mitleid bewegen können! — sie erhielt keine Antwort. Ein sicherer Mann, der abgesendet wurde, Erkundigung einzuziehen, kehrte mit der Nachricht zurück, wie der Treulose sich bereits vor mehrern Wochen mit einer sehr reichen Frau vermählt. Schreck und Gram wirkten zerstörend auf das verrathene Herz meiner unglücklichen Franziska. Sie starb, nachdem sie eines Knäbleins genesen, in meinen Armen. Ihre letzten Worte sprachen den Namen des Verräthers und Segen über ihr Kind aus. Dieses Kind aber war't Ihr.“

„Durch eine seltsame Fügung des Himmels mußte es sich nun begeben, daß die Frau unsers Wirthes beinahe zu derselben Zeit gleichfalls von einem Knaben entbunden wurde, der aber gleich nach der Geburt verschied. Der Mann, welcher seinem Gemal

mit großer Liebe zugethan war, befürchtete, daß diese Trauerpost einen gar übeln und gefährlichen Eindruck auf sie machen möchte, da sie, noch tief gebeugt über den Verlust ihres ersten Kindes, ihre ganze Hoffnung auf das Leben dieses zweiten gestellt hatte und sich überdem in einem sehr schwachen und bedenklichen Zustande befand; die Angst gab ihm also den Gedanken ein, sich an mich zu wenden mit dem Verlangen, Euch an den Platz seines eben verstorbenen Kindes unterzuschieben. Da ich nun, Euern Vater von ganzer Seele hassend, ihm nicht die Freude an Euch als seinem Sohn gönnte und mir auch davor bange war, er möchte Euch zu sich nehmen und, der neuen Lehre zugethan, wie er war, Euch ebenfalls in diesem Irrwahn auferziehen, so gab ich den Bitten unsers Wirthes nach, der sich noch zu der alleinseligmachenden Kirche bekannte; die Hebamme ward durch ein Stück Geld gewonnen, und Euerm Vater mit Franziska's Tode auch zugleich der Eurige berichtet. So wurdet Ihr als der Sohn jenes Mannes erzogen, und da seine Frau ein Jahr später noch ein Mädchen gebar, galtet Ihr und Klara sowohl vor der Mutter derselben, als vor der ganzen Welt für Geschwister. Mir aber wuchs nun die Sehnsucht nach meinem schönen Vaterlande immer höher an das Herz, und obgleich die guten Leute mich ungern missen wollten, und es mir auch

hart ankam, mich von Euch zu trennen, konnte ich's doch endlich nicht länger ertragen, und zog von dannen nach meiner Heimath.

Ruhig und zufrieden lebte ich hier bei meiner verheiratheten Tochter und hätte dieses unglückliche Deutschland ganz vergessen, wenn nicht das Andenken meiner armen Franziska und das Verlangen, etwas von dem Schicksal ihres Kindes zu erfahren, mich zuweilen daran erinnert hätte. Da führte mich, es mögen nun drei Jahre her seyn, ein besondrer Zufall, oder vielmehr die Hand Gottes, mit einem Manne zusammen, den ich mehrmals zu Erfurt gesehen und gesprochen, und der des Handels wegen öftere Reisen nach Italien zu machen pflegte. Dieser berichtete mir nun zu meinem großen Schrecken, daß eure Eltern, das heißt, die dafür gehalten wurden, durch mancherlei Unglücksfälle in ihrem Gewerbe gänzlich zurück gekommen und endlich an einer bösartigen ansteckenden Krankheit, welche damals in dortigen Gegenden viele Menschen hinwegraffte, bereits vor mehrern Jahren Beide kurz hinter einander plötzlich verstorben seyen; die zwei hülflos hinterlassenen Kinder habe ein weitläuftiger Verwandter und reicher Kaufmann in Magdeburg, Herr Vollrad mit Namen, zu sich genommen.« —

„So war also, was ich vermeiden wollte, dennoch geschehen. Ihr befandet Euch in den Händen eines

Mannes, der, wie ich voraussetzen konnte, mit dem Gift seiner ketzerischen Lehre auch Euer junges Herz erfüllt hatte. Dieser Gedanke — und auch wohl noch ein andrer, den ich Euch nicht nennen kann — ließen mir Tag und Nacht nicht Ruhe, und schlugen mich gänzlich nieder. Weit entfernt auch, daß die Zeit, die Kraft ihres ersten Eindrucks hätte mildern sollen, stieg ihre Gewalt vielmehr mit jedem Tage. Ich erkannte den Finger Gottes, der mich noch einmal nach der Fremde wies, um vielleicht, wenn es noch möglich, einen Verirrten auf den Weg des Heils zurück zu führen und eine Seele zu retten. Ich nahm die Gelegenheit wahr, da mein Schwiegersohn in Angelegenheiten eines Kardinals nach Wien gesandt wurde, und begab mich mit ihm auf die Reise, begleitet von meiner Enkelin Theresia. Von Wien gelangten wir, unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren, welche das auflodernde Kriegesfeuer in unsern Weg warf, unter dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau, glücklich hier an, wo ich zwar nicht Euch, aber in Herrn Vollrad's Hause ein Plätzlein fand, auf welchem ich Eure Wiederkehr erwarten wollte."

Die Alte hielt hier in ihrer Erzählung inne und Georg sprach: „Weiß Klara, daß sie nicht meine Schwester ist?"

Die Alte schien nachzudenken. „Vielleicht," ent-

gegnete sie endlich mit einem seltsamen Lächeln: „vielleicht hat die Schutzpatronin dort auf dem Gange es ihr verrathen!“

„Und mein Vater?“ fragte Georg weiter: „lebt er noch? Und wo?“

Sie sah ihn lange schweigend an. In ihren tiefliegenden Augen loderte ein Feuer auf, vor welchem ihm graute. „Er lebt!“ fuhr sie endlich heraus: „er lebt in Freud' und Herrlichkeit! Aber diesseits noch, das weiß ich, wird ihn die Strafe seines Meineids treffen!“

„Wo aber lebt er?“ rief Georg: „wie nennt er sich?“

„Fragt mich nicht weiter!“ sprach sie mit rauhem Tone. „Ein Schwur bindet meine Zunge. Gute Nacht. Ich will zu Bette gehen. Wir sprechen uns weiter. Zweierlei aber will ich indeß Euch an das Herz legen. Erstlich, daß ihr des Zweckes gedenkt, um dessen Willen Gott einer schwachen Frau die weite, gefahrvolle Reise möglich gemacht und sie mit Kraft gerüstet; zweitens, daß ihr an nichts verzweifeln mögt! An nichts, sage ich Euch! Wunderbarer fügen sich oft die Dinge dem gläubigen Gemüth, als je der feige Verstand zu ahnen wagte.“

Indem sie hierauf die Thüre öffnete, ihn hinauszulassen, trat Therese herein und schien heftig zu

erschrecken über seine Gegenwart. Sie hatte geweint, wie ihre Augen verriethen. Die Alte zog sie mit einem zornigen Blick herein, schob Georgen mit der andern Hand hinaus und schloß die Thür.

Als Knabe hatte Georg einen alten Diener in Vollrad's Hause oft ein Mährlein erzählen gehört, von einem Königssohn in Asien, der ausgezogen war, das Paradies zu suchen, und wie er mit seinen Gefährten endlich, nach langer Irrfahrt durch die Wüste, es wirklich, von einem Berge herab, vor sich liegen gesehen in unbeschreiblicher Schönheit. Doch als nun alle freudig darauf zueilten, gewahrten sie, daß es rings von einem ungeheuern Abgrund umgeben war, der ihnen den Eintritt wehrte. Und so standen sie an dem Abgrund und schauten hinüber nach dem Wunderlande, das in ewigem Morgenglanz und Frühlings-Frische sich vor ihnen ausbreitete. Tausend farbige Blumen prangten auf den grünen Auen, goldne Früchte winkten aus dunkelm Laube, Quellen rauschten, himmlische Töne und erquickende Wohlgerüche schwammen auf lauen Lüftchen zu ihnen herüber, keiner vermochte mehr sein Auge hinwegzuwenden von dem Anblick, keiner dachte an die Rückkehr, keiner wich von seiner Stelle, und so standen sie an dem Abgrund in der sengenden Wüste und streckten ihre Arme hinüber, in heißem Verlangen und verzehrender Sehnsucht viele Tage und

Nächte lang, bis sie endlich schwindelnd in den Abgrund stürzten, oder in Wahnsinn dahin starben.

Georg erinnerte sich jetzt oft der Erzählung und fand in dem Schicksale des unglücklichen Königsohns mit furchtbarer Wahrheit sein eigenes geschildert. Als er dessen einst in einem Gespräch mit der Alten erwähnte, bei welcher er sich, wie von einer unbekannten Gewalt getrieben, fast wider seinen Willen noch oft einfand, und die bald aller Heimlichkeiten seines Herzens sich bemächtigt hatte, sprach sie: „Warum schlagt Ihr keine Brücke über den Abgrund?“ Finster entgegnete er: „Nur das Verbrechen kann sie bauen!“ Da ergriff sie hastig seine Hand und rief: „In dem Schoos der wahren Kirche findet Ihr Vergebung solcher Schuld!“ Georg schauderte und schwieg.

Herr Vollrad, den Georgs Trübsinn und verstörtes Wesen ängstigte, mühte sich vergeblich, ihn davon zu heilen. Sein Bestreben machte vielmehr das Uebel nur noch ärger. Er fiel endlich auf den Gedanken, ihn mit Aufträgen, wozu sein ausgebreiteter Handel die Hand bot, bald da, bald dorthin zu senden, um ihn zu zerstreuen. Georg faßte begierig die Gelegenheit zur Entfernung auf, allein kaum hatte er dem Hause den Rücken gewendet, als er auch schon das heftigste Verlangen spürte, wieder dahin zurückzukehren, und er eilte jedesmal, nur

sein Geschäft zu beendigen, um dann zu Hause, gleich unfähig, Klarens Anblick zu missen, wie zu ertragen, dasselbe Spiel von neuem anzufangen.

Da er die alten Verhältnisse zu Vollrad und zu Klaren, die ihm sonst das Leben werth gemacht hatten, so gewaltsam zerrissen fühlte und das neue, wonach sein Herz begehrte, der eherne Fuß des Schicksals schon im Aufkeimen niedertrat, ward jetzt oft die Sehnsucht in ihm laut, wenigstens seinen Vater zu kennen, daß er doch jemand hätte auf der weiten Erde, dem er angehörte und den er lieben dürfe. Die Alte bestand hartnäckig darauf, ihn nicht zu nennen, und er war oft dem Entschlusse nahe, Vollraden das Geheimniß seiner Geburt mitzutheilen, in der Hoffnung, daß dieser ihm vielleicht zur Entdeckung seines Vaters behülflich seyn möchte. Allein theils hielt ihn immer noch ein der Alten geleistetes Versprechen zurück, theils ward es ihm schwer, bei dem geheimen Groll gegen Vollrad, der, jedes bessere Gefühl umstrickend, in seinem Herzen immer höher wuchernd um sich griff, seinen Mund gegen jenen selbst zu den allergleichgültigsten Worten zu öffnen.

In dieser Lage, von seiner innern Unruhe ohne Rast wie ein Geächteter umher getrieben, suchte er jede Gelegenheit auf, sich wenigstens zu betäuben und brachte seine Zeit meist an öffentlichen Orten,

in Trinkstuben und Spielgelagen hin, obgleich er fühlte, daß er bei solchem Treiben immer mehr in sich zu Grunde ging.

An einem Abend befand er sich auch in einem Hause, wo viele Bürger zusammen zu kommen pflegten, und die Gesellschaft war heut besonders zahlreich, da gute Nachrichten eingelaufen waren, indem die Truppen, welche der Administrator zusammen gebracht, neuerdings wieder, durch Zulauf aus den umliegenden Städten verstärkt, nicht unbedeutende Vortheile über einige gegen sie abgesendete kaiserliche Regimenter davon getragen hatten. Da bemerkte Georg, an einem Tisch ihm gegen über, einen Mann, dessen Gesicht ihm gar wohl bekannt dünkte, und je länger er ihn ansah, desto mehr, und er konnte endlich nicht daran zweifeln, daß es ein kaiserlicher Hauptmann sey, ein Italiäner von Geburt, den er einst zufällig bei einem Volksauflauf zu Nürnberg mit eigner Lebensgefahr aus den Händen des Pöbels gerettet hatte. Indem er nun voll Verwunderung über dessen Hierseyn aufstand, ihn näher zu betrachten, gewahrte auch der Fremde seiner, sprang auf, und war plötzlich unter der Menge verschwunden.

Georg ging nachdenkend über das seltsame Ereigniß nach Hause und da er sich erinnerte, daß Theresens Großmutter einst im Gespräch eines kaiserlichen Hauptmanns gleiches Namens mit jenem, gedacht

hatte, ging er zu ihr, sie weiter darum zu befragen.

„Ich weiß schon," unterbrach ihn die Alte, da er kaum seine Erzählung angefangen: „der Hauptmann Montenero. Ihr habt ihm vor drei Jahren das Leben gerettet."

„Ihr wißt es?" fragte Georg erstaunt. „Vielleicht kommt bald eine Zeit, da er's Euch danken kann," fuhr die Alte fort: „sicherlich habt Ihr ihn heut gesehn?"

„Auch das wißt Ihr?" rief Georg. „Ihr wißt, daß er hier ist?"

„Nun ja," erwiederte sie: „Ihr werdet mich doch nichts neues lehren wollen?" Da er aber weiter in sie drang, schien sie verlegen zu werden, wich seinen Fragen aus und meinte, sie hätte nur heut einen Mann über die Straße gehen sehen, der dem Hauptmann Montenero viel geglichen, ohne Zweifel aber seyen sie beide durch eine bloß zufällige Aehnlichkeit getäuscht worden.

Sie stand während dieses Gesprächs vor einem geöffneten Wandschrank, und indem jetzt Georg seine Augen dahin wandte, sah er einen sauber gearbeiteten Dolch darin liegen. Es überkam ihn eine seltsame Begier darnach, und er streckte die Hand aus, ihn zu ergreifen. „Das ist kein Werkzeug für Euch plumpe Deutsche!" rief die Alte, und wollte es ihm

wieder entreißen, er aber trat zurück, zog den Dolch aus der Scheide und betrachtete die scharfe Schneide und Spitze mit funkelnden Augen. „Was macht Ihr damit?“ sprach er: „laßt ihn mir!“ „O!“ rief die Alte: „meine Hand ist noch stark genug ihn zu führen! Doch wenn er Euch gefällt, mag's drum seyn! behaltet ihn und gebraucht ihn wohl.“ Georg steckte ihn in seinen Busen und entfernte sich schleunig, nicht anders, als trüg' er einen kostbaren Schatz mit sich davon. —

Die Freude der Magdeburger, über die erhaltenen Vortheile, erlitt bald darauf einen harten Stoß, da Graf Pappenheim, von seinem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg zurückkehrend, sich der Stadt näherte und die Truppen des Administrators aus der ganzen umliegenden Gegend vertrieb, auch der kaiserliche Feldherr Tilly erschien und ein gar drohendes Abmahnungsschreiben an den Prinzen Christian Wilhelm erließ; doch wuchs ihr Muth von neuem, als Tilly, den reißenden Fortschritten des Königs Gustav Adolphs von Schweden zu begegnen, sich wieder von Magdeburg entfernte und die zurückgelassenen kaiserlichen Generale, Pappenheim und Wolf v. Mannsfeld, besonders nach dem mißlungenen Angriff der Schanze in der Kreuzhorst, zur Ein-

schließung und Belagerung der Stadt weiter keinen bedeutenden Versuch machten. Zu gleicher Zeit blieb der Zusammentritt der protestantischen Stände zu Leipzig, und die Rüstung des Churfürsten von Sachsen nicht unbekannt, und alles war froher Hoffnung und guter Dinge. Viele von der jungen Bürgerschaft bezeigten laut ihren Willen, die Stadt mit Gut und Blut zu vertheidigen, und übten sich in Handhabung der Waffen.

So traf sich's, daß Georg einst bei einem Büchsenschießen zugegen war, welches auf dem Marsch *) gehalten wurde. Er setzte sich, dem lustigen Treiben eine Weile zuschauend, und wie er so auf das Knallen und auf das Einschlagen der Kugeln in die Scheibe horchte, ging ein Bekannter an ihm vorüber und sprach: „Nun aber wie dann, wenn an dem Ziele ein Menschenleben stände, und wir dagegen mit dem Rohre?" diese Frage fiel ihm seltsam auf's Herz, er versank darüber in Nachsinnen, und es kamen allerlei wunderliche Gedanken über ihn, in denen er sich verlor, so daß er sich nicht aufrufen hörte, da ihn die Reihe traf, und derselbe Freund ihn daran erinnern mußte.

„Nun, wo seyd Ihr?" sprach dieser, indem er ihm die Büchse in die Hand gab. „Nehmt Euch zu-

*) Eine Elbinsel.

sammen! treffen thut Noth. Der Graumantel hat sich noch keinen an's Herz kommen lassen."

Die Scheibe stellte diesmal das Bild eines Mannes vor, welches beweglich war, so daß es vor dem in Anschlag liegenden Schützen vorübergezogen wurde. Auf der Brust trug es ein rothes Herz, wornach jeder zielte.

Als nun Georg noch wie im halben Traume dastand, die Büchse aufgelegt, mit brennender Lunte, und das Bild draußen erschien, daß er darnach schießen sollte, da fuhr er auf einmal erschrocken zurück. „Was ist das?" schrie er: „was macht Ihr?" Das Bild hatte einen grauen Mantel, wie ihn Herr Vollrad zu tragen pflegte, und Georgen kam es in diesem Augenblick nicht anders vor, als sey es Vollrad selber, der dort vorüber schritte und ihn traurig ansähe. „Nach dem kann ich nicht schießen!" rief Georg noch einmal. Da erhub sich ein lautes Gelächter unter den Umstehenden und sie riefen ihm zu: „Was habt Ihr vor? Seht Ihr Gespenster? So schießt doch zu, sonst ist's zu spät! „Da kam er zu sich und schämte sich, legte schnell die Büchse an, und brannte los. — Der Zieler zeigte den Schuß. „Wohl getroffen!" schrien alle. „Mitten durch's Herz!" Er schaute hin; das Bild schien mit jammervoller Miene nach dem blutigen Herzen zu zeigen; es ward ihm dunkel vor den Augen, er tau-

melte zurück und lehnte sich an die Wand. Viele traten an ihn heran und wünschten ihm Glück zu dem besten Schusse, seine Geschicklichkeit preisend, er hörte aber kaum, was sie sagten, es überfiel ihn eine große Angst und trieb ihn schnell hinweg aus dem Getümmel.

Als er nach langem Umherirren nach Hause kam, begegnete ihm Klara auf dem Vorsaal vor ihrem Zimmer. Er hatte sie seit jenem Abend, da ihm die Alte das Geheimniß seiner Geburt entdeckte, nicht wieder allein gesehen. Sie erschrack über sein verstörtes, bleiches Gesicht und die Fieberglut, die in seinen Augen loderte, und wendete sich nach ihrem Zimmer. Er aber eilte auf sie zu, umfaßte sie heftig und rief: „Klara, ich weiß es nun gewiß, du bist nicht meine Schwester!“ Sie wand sich aus seinen Armen. „Geh! geh! Unglücklicher! verlaß mich! verlaß dies Haus!“ sprach sie mit leiser Stimme: „ich wußt' es längst!“

„Verlassen? dich!“ rief er: „und weiter hast du keinen Trost für mich, kein Mitleid mit der Qual, die mich verzehrt? Sprich nur ein Wort,“ fuhr er leise fort: „ein Wort nur. Laß mich nicht so gehen. Die Hölle ist in meiner Brust. Ich kann alles, um dich zu besitzen. Mitten durch das Herz, durch's blutige Herz habe ich getroffen! Nun ja!

was ist's denn weiter? Selbst um den Himmel bist du nicht zu theuer erkauft!“

„Wahnsinniger!“ schrie sie mit Entsetzen: „laß ab von mir! Hinweg!“ — Er wollte ihre Hand fassen, sie aber stieß ihn heftig zurück, eilte nach ihrem Zimmer, und er hörte, wie sie den Riegel vorschob.

Er schlug sich mit der Faust an Stirn und Brust, und indem er sich wendete zu gehen, sah er Theresen, die ängstlich auf ihn zukam. „Wo wollt ihr hin?“ sprach sie. „Geht nicht zu meiner Großmutter, ich bitte Euch, geht nicht zu ihr! Es ängstigt mich, wenn ich Euch bei ihr sehe.“ — Georg starrte sie an. „Ihr seht fürchterlich aus!“ fuhr sie fort. „O Gott, was soll daraus werden! Betet, betet fleißig, wenn der Versucher Euch nahe steht. Ach glaubt mir, das Gebet hat wunderbare Macht.“ — Georg küßte sie auf die Stirn und rief: „Bete Du für mich, unschuldiges Kind! Gott erhört nicht, was ich zu ihm bete.“ Er verließ sie schnell und eilte von neuem aus dem Hause.

Am andern Morgen erfuhr er durch den Diener, welcher ihm aufwartete, daß Klara unpäßlich sey; auch erzählte ihm dieser, daß sie Herrn Vollrads Bett, um seine Ruhe nicht zu stören, in das anstoßende Zimmer, durch welches man nach dem Schlafgemach gelangte, zu setzen befohlen habe, und Therese indeß bei ihr schlafe.

Ein paar Tage darauf war er mit vielen jungen Leuten zusammen. Es wurde wacker gezecht, und da sie Georgen so finster und in sich gekehrt sitzen sahen, machten sie sich an ihn, tranken ihm fleißig zu und suchten ihn mit in ihre Lust hinüber zu ziehen. So kam es, daß er wider seinen Willen und ohne daran zu denken, über seine Gewohnheit trank und endlich spät in der Nacht mit ziemlich schwerem Kopf und wankenden Sinnen nach Hause ging.

Er hieß den wartenden Diener zu Bett gehen, nahm ihm das Licht ab und begab sich auf den Weg nach seinem Zimmer. Als er auf den langen Gang kam, fand er wiederum Theresens Großmutter vor dem steinernen Bilde knieen.

„Ich habe getrunken und du hast gebetet," rief er ihr lachend zu. „Das sollten wohl gar verschiedne Dinge seyn, am Ende aber läuft doch alles auf eins hinaus in der Welt. Fluchen und Beten, Lachen und Weinen, Tugend und Laster: es führt alles zu einem Ziel. Der Schulmeister hat es uns freilich anders gelehrt!" — „Ich hab' heute meine ganze Lection vergessen," fuhr er fort: „Kannst du mir nicht darauf helfen, Alte, was Tugend heißt?"

Sie sah ihn finster an und stand auf. „Frevle nicht!" sprach sie mit funkelnden Blicken. „Der

Tag des Gerichts naht. Verderben hängt über Euer aller Haupt.“

„Verderben über das ganze menschliche Geschlecht!“ rief er. „Meinetwegen! Es taugt nicht viel, und ist eine neue verbesserte Auflage wohl an der Zeit. Möchte doch das alte Gerüst der Welt jetzt gleich zusammenstürzen! wie viel tausend gräßliche Dinge sähe die Sonne weniger, die fast noch diese Nacht ausheckt! Geh zu Bette, Alte! Mir graut vor dieser Nacht.“

„Wenn Ihr klug wärt,“ — hub sie an und sah sich nach allen Seiten schüchtern um, — „es kommt bald eine Zeit — wenn Ihr klug wäret und mir vertrautet — aus Asche und Thränen könnten leicht Eure Rosen sprießen!“

„Schweig still, Alte!“ unterbrach sie Georg: „mir hat auch neulich von weißen Rosen geträumt, die roth geworden waren über Nacht; wie ich aber recht hinsah, waren sie ganz voll Blut. Siehst du, ich glaube, der rothe Thau klebt noch an meinen Händen! Geh zu Bette! Ich will nichts davon wissen.“ — Er ließ sie stehen und ging langsam den Gang hinab nach seinem Zimmer.

Unausgekleidet warf er sich auf sein Lager und der Schlaf übermannte ihn. Aber nicht lange hatte er so in unruhigem Schlummer gelegen, als er plötz-lich aufschreckend in die Höhe fuhr. Ihm war, als

hätte jemand mit lauter Stimme seinen Namen ihm ins Ohr gerufen. Erschrocken schaute er um sich. Es war alles still. Das Licht stand auf dem Tische und flackerte erlöschend von Zeit zu Zeit noch einmal auf. Wie einen Glutstrom fühlte er das Blut durch seine Adern schießen. In wildem Durcheinanderwirren trieben sich die mannigfaltigsten Gedanken und Bilder durch seinen Kopf. Sein ganzes Leben ging in rascher Folge an ihm vorüber und überall war Klarens Gestalt darin verflochten. Er sah sie in den verschiedensten Formen und Verhältnissen, als Kind, als Jungfrau und als Frau, er sah sie vor sich stehen, wie sie ihm vor kurzen erst erschienen, das entfesselte Haar über die entblößten Schultern hinabfließend an der schlanken Gestalt, erglühend in holder Scham und Verwirrung. Er drückte seine brennenden Lippen auf ihren Mund und Busen, er fühlte das Beben ihrer Glieder in seinen Armen. Das heftigste Verlangen entzündete sich an diesen Bildern. Alle seine Pulse klopften; sein Herz schien nicht Raum genug zu haben in der beengten Brust. Sein Blut hätt' er darum hingeben mögen, um in diesem Augenblick nur ihre Hand, ja nur den Saum ihres Kleides zu berühren. Sie war krank, vielleicht um seinetwillen, vielleicht wachte sie in dieser Stunde, wie er, und dachte an ihn und ach! vielleicht regte sich gleiche Sehnsucht in ihrer Brust. Er sprang

auf und ging mit hastigen Schritten hin und wieder. Es fiel ihm ein, daß jetzt nur Therese bei ihr war — wenn Vollrad sein Schlafgemach nicht verschlossen hatte — Vollrad schlief fest — es war möglich, sich durchzuschleichen in Klarens Zimmer. Der Gedanke wurde mit jeder Minute lebendiger in seiner Seele. — Nur sehen, vielleicht zum letztenmale sehen wollte er Klaren und aussprechen vor ihr, was in seinem Innern lodernd seine Brust zu zersprengen drohte; das Geständniß der Liebe wollte er von ihren Lippen nehmen, und damit, wie mit einem nie versiegenden Schatze, dann sich selbst aus ihrer Nähe verbannend, hinausfliehen in die arme Welt. Immer reizender lockte die Begier, immer ungestümer drängte das Verlangen nach seinem Herzen und riß ihn, einem unbändigen, zügellosen Rosse gleich, jedes Bedenken niederstürmend, mit sich dahin. Er wollte, er mußte Klaren sehen, und wenn sein Weg auch über ein Verbrechen hin ging!

Schnell verließ er das Zimmer. Auf dem langen Gange kam es ihm von weitem vor, als sähe er einen matten Schein in der Blende, wo das Heiligenbild stand, doch als er näher kam, war alles finster. Indem er vorbeischritt, war ihm, als wollte ihn jemand beim Mantel fassen und zurückhalten, sein Haar sträubte sich empor und er eilte schnell vorüber.

Sachte schlich er die Treppe hinab und vor die Thür des Zimmers, wo Vollrad schlief. Er stand lange horchend, kein Laut regte sich, er legte die zitternde Hand an den Drücker des Thürschlosses; die Thür war offen; er trat hinein und erschrack über sich selbst, da er sich beim Schein der Nachtlampe so auf einmal mitten in dem Gemach stehen sah. Hart an der Thür gegenüber, die zu Klarens Zimmer führte, stand Vollrads Bett. Er hörte den lauten Odem seines ruhigen Schlafs. Ein heftiges Zittern überfiel ihn; er stand und schwankte zwischen dem Ruf der Leidenschaft, die ihn vorwärts trieb, und der erwachenden Stimme des Gewissens, die ihn zurückhielt, aber die Leidenschaft siegte. Leise wollte er an Vollrads Bett vorüberschleichen, ohne ihn anzusehen, doch wider seinen Willen wendeten sich seine Blicke nach ihm, da er näher trat, wider seinen Willen blieb er gefesselt vor seinem Bette stehen und betrachtete ihn. Der lang genährte Groll richtete sich auf in seiner Brust wie ein Gewapneter, da er ihn so ruhig schlummern sah, der ihm seinen Himmel geraubt und diese ruhelose Qual in sein Herz geworfen hatte. Es war ihm, als läg' ein bittrer Vorwurf gegen ihn in Vollrads Miene, aber dieser Vorwurf erbitterte nur die rasende Leidenschaft. Wer gab seinem Alter ein Recht auf den Schatz der Jugend? Dein war Klara von früher

Kindheit an; dein wäre sie noch ohne diesen, und dein wäre sie wieder, — wenn diese Brust nicht mehr athmete! — Seine Sinne verwirrten sich. Der Boden schien ihm unter seinen Füßen zu schwanken. Vor seinen Ohren braußte es wie fernes Toben eines Waldstroms und indem er auf die Brust des Schlafenden hinstarrte, die sich ruhig hob und senkte, kam es ihm vor, als spräng' auf der linken Seite ein blutiges Herz hervor; zugleich vernahm er die Worte: „Stoß zu, sonst ist's zu spät!" und hintendrein eine rauhe Stimme wie der Alten, die sprach: „Gebrauch ihn wohl! was zögerst Du!" Seine Rechte griff nach dem Dolch, den er jetzt allzeit im Busen trug. Indem regte sich Vollrad, als wollt' er erwachen. Georg riß den Dolch hervor und aus der Scheide, und hielt ihn hoch in der geschwungenen Faust. In diesem Augenblick fiel ihm jemand von hinten in den Arm und da er sich voll Entsetzen wandte, sah er Theresen vor sich stehen, nur halb bekleidet, bleich und odemlos. „Rasender!" rief sie mit leiser, gepreßter Stimme, die sich mühsam aus ihrem Busen rang. „Rasender! was beginnst du? Es ist dein Vater, du bist sein und Franziska's Sohn!" Sie entriß ihm den Dolch, ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort aus dem Gemach, und immer weiter nach dem Zimmer ihrer Mutter. Georg folgte ihr in dumpfer Bewußtlosigkeit.

Als sie das Zimmer erreicht hatte und noch Licht darin bemerkte, schlug sie hastig an die Thür. „Wer klopft so spät?“ schrie die Alte. „Mach auf, Mutter, schnell, um Gottes willen!“ sprach Therese. Die Alte öffnete unwillig. Therese zog Georgen mit sich in das Zimmer, fiel dann vor ihrer Großmutter auf die Knie und rief: „Gebenedeiet sey die allerheiligste Jungfrau und die heilige Klara, die mich auser-sehen, diesen da zu retten aus der Gewalt des Bösen. Ich habe dein Geheimniß verrathen, strafe mich, ich duld' es gern!“

Sie erzählte mit flüchtigen Worten und noch fast odemlos, wie sie ruhig geschlafen, als sie dreimal hinter einander eine Stimme gehört, die ihr zuge-rufen: „Steh auf und geh hinaus!“ wie sie auch jedesmal davon erwacht, allzeit aber vom Schlaf wieder übermannt worden, bis endlich die heilige Klara, so wie sie draußen auf dem Gange abgebil-det stehe, ihr erschienen, sie ängstlich bei der Hand ergriffen und gesagt: „Steh auf und geh hinaus, es ist die höchste Zeit!“ und wie sie da erschrocken aus dem Schlafe emporgeschreckt und aufgesprungen und nach dem Nebenzimmer geeilt sey, und dort Georgen erblickt habe, der mit gezücktem Dolch an Vollrads Lager gestanden. „Die Angst preßte mir dein Geheimniß aus der Brust,“ schloß sie: „er weiß es nun, und jetzt entdeck' ihm alles!“

Die Alte schlug ein gräßliches Gelächter auf. „Nun ja!“ rief sie: „hättest du zugestoßen, du hättest deinen Vater ermordet!“

Georg sank auf einen Stuhl und verhüllte das Gesicht in seinem Mantel.

„Leichtsinnige Verrätherin!“ wendete sie sich zu Theresen mit zornigem Gesicht, — „Kannst du die Folgen deiner That ermessen? Du reißest an den Tag, was ich so lange in dunkler Brust verborgen. Wie das Wort über deine Lippen tritt, ist es dem Schicksal verfallen, das es in sein fürchterliches Gewebe flicht.“ — Nach einem kurzen Nachdenken fuhr sie fort: „es ist geschehn! das ausgesprochne Wort bringt keine Macht zurück. Sie hat Euch die Wahrheit gesagt. Der Verführer meiner unglücklichen Franziska, der Mann, der Eurer Mutter das Herz gebrochen, Euer Vater ist Vollrad.“

Sie stand auf und holte aus dem Wandschrank einen Ring und mehrere Papiere herbei, und reichte alles Georgen hin; „diesen Ring,“ sprach sie: „schenkte Vollrad einst Eurer Mutter; in diesen Papieren findet Ihr Briefe und Aufsätze von ihrer Hand, auch liegt dabei ein Zeugniß von Klarens Vater, Euerm Vetter, über Eure wahre Abstammung und die Ursache unsers Betrugs. Er gab es mir damals auf den Fall seines Todes, um davon Gebrauch zu machen, wenn es die Noth erforderte.“

Georg nahm die Papiere und den Ring, und heftete seine starren Blicke darauf. Die Alte fuhr fort: „Ich schwieg bis jetzt. Ich hatte wichtige Gründe, auch gönnt' ich Eurem Vater keinen Sohn. Thut Ihr nun, was Euch gut däucht. Doch seyd stets eingedenk, daß es die Hand einer Heiligen war, von Eurer Religion verachtet, die Euch vielleicht vom Vatermord errettet hat, und glaubt mir, nur in dem Schooß der wahren Kirche findet Ihr für Herzenswunden wie die Euern, Linderung und Genesung."

Georg wollte aufstehen, aber er sank kraftlos wieder in den Sessel zurück. Therese erschrak heftig, da sie ihn ansah. Erloschen starrten seine Augen aus ihren Höhlen, seine Zähne schlugen im Fieberfrost zusammen. Sie sprang hinaus, seinen Diener zu wecken. Mit Mühe brachten sie ihn nach seinem Zimmer. Der anbrechende Morgen fand ihn bewußtlos und der herbeigerufene Arzt schüttelte den Kopf.

Auf die Nachricht von Georgs Krankheit, war Vollrad sogleich erschrocken herbeigeeilt und forschte vergebens nach der Veranlassung des plötzlichen Unfalls, die keiner von den Hausgenossen ihm sagen konnte und durfte. Indeß mochte es ihm doch nicht

verschwiegen werden, daß Georg noch spät in der Nacht bei Theresens Großmutter gewesen sey und sein Erstaunen, so wie sein Mißvergnügen darüber, entging Theresen nicht.

Bald kam auch Klara, und da sie Georgen so besinnungslos mit entstelltem Gesicht und halbgebrochnen Augen da liegen sah, brach ihre mühsam erzwungne Fassung mit einem Male zusammen. Sie warf sich laut weinend vor seinem Bette nieder und bedeckte seine Hand mit Küssen und Thränen.

Indem vernahm Herr Vollrad ein Getümmel und lautes Sprechen auf dem Hofe und sah vom Fenster herab, daß seine Leute unruhig hin und wieder liefen. Bald darauf trat ein Diener voll Bestürzung in das Gemach und meldete, wie die ganze Stadt in Aufruhr sey, da eben die Nachricht herein gekommen, daß Tilly mit einem großen Heere am Rehberger Holze stehe und zur Belagerung der Stadt ernstliche Anstalten zu treffen scheine. Herr Vollrad eilte hinweg, nähere Erkundigung einzuziehen. — Es verhielt sich so, wie ihm berichtet worden.

Da es Tilly'n nicht geglückt war, in Pommern etwas gegen den König von Schweden auszurichten, hatte er sich plötzlich wieder rückwärts gewendet, ernstlich entschlossen, Magdeburg nunmehr ohne Säumen mit aller Macht anzugreifen und sich wo möglich noch vor Annäherung der Schweden in den

Besitz dieses wichtigen Punktes an der Elbe zu setzen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft, am 30. März (1631), ließ er durch Pappenheim das blutige Schauspiel eröffnen. Die Schanze im Rehberger Holze, Trutz Pappenheim genannt, mit einigen hundert Mann besetzt, wurde mit stürmender Hand erobert, die Besatzung niedergehauen und die Leichname in die Elbe geworfen. Ein gleiches Schicksal hatten an diesem und den nächsten Tagen der größte Theil aller übrigen Außenwerke. Zwar rief die Noth der kaiserlichen Besatzung zu Frankfurt an der Oder, welches Gustav Adolph mit großer Uebermacht und Gewalt angegriffen, Tilly'n noch einmal von seinem angefangenen Werke ab, allein schon in Brandenburg erfuhr er das traurige Loos der Seinen, die von den Schweden überwältigt und größtentheils der Rache geopfert worden waren (3. April), und mit desto größerer Erbitterung und vermehrtem Ingrimm kehrte er zur Belagerung Magdeburgs zurück.

Nach der Besetzung der Zollschanze, des wichtigsten Außenwerks, welches Falkenberg, der es nicht länger halten zu können meinte, am 21. April freiwillig geräumt, setzte Tilly den größten Theil seiner Truppen über die Elbe, die Stadt auch von der andern Seite ernstlich anzugreifen. Die Magdeburger steckten hierauf die beiden Vorstädte, Sudenburg

und Neustadt, selbst in Brand, die Belagerer besetzten die Brandstätten und kamen mit ihren Arbeiten bald bis nahe an die Stadt, der sie nun durch mehrere Batterieen hart zusetzten, und sie zur Nachtzeit durch eingeworfene Grenaten und Bomben ängstigten.

Trotz der geringen Zahl der eigentlichen Besatzung *) und trotz der großen Uneinigkeit unter der bewaffneten Bürgerschaft, setzten dennoch die Belagerten diesen Angriffen einen muthigen Widerstand entgegen. Sie machten an einem Tage (25. April) drei glückliche Ausfälle **), und fügten auch außerdem dem Feinde durch lebhaftes Kanonen- und Musketenfeuer großen Schaden zu. Der Pulvermangel aber setzte bald dieser wackern Vertheidigung ein Ziel, und ließ den Belagerern freie Hand, die nun mit ihren Arbeiten von allen Seiten bis an den Stadtgraben vordrangen.

In der ersten Zeit dieser Angst und Gefahr war

*) Ungefähr 2000 Mann zu Fuß und 250 zu Pferde.

**) Bei dem Ausfall nach der Neustadt mußte sich Pappenheim hinter einer Mauer verbergen und wäre gefangen worden, wenn die Magdeburger nur drei Schritte weiter vordrangen. Diese unterlassenen drei Schritte entschieden also das Schicksal der Stadt; denn ohne Pappenheim wäre sie schwerlich mit Sturm eingenommen worden.

das Vollradsche Haus in zwei ungleiche und ganz verschiedne Hälften getheilt. Denn während der größere Theil der Hausgenossenschaft an den allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten freiwillig oder gezwungen den lebhaftesten Antheil nahm, und in beständiger, unruhiger Bewegung umhergetrieben wurde, schien Georgs Krankenzimmer gar nicht zum Hause, noch zur Stadt zu gehören, ja gänzlich in einer andern Gegend der Erde zu liegen, so wenig kümmerte Theresen sowohl als Klaren, die nicht aus dem Zimmer wichen, alles was außerhalb desselben vorging. Nur ihrem Schmerze und der Pflege des geliebten Kranken lebte Klara, und Therese stand ihr als theilnehmende Gehülfin und mitleidende Trösterin traulich zur Seite. Selbst Vollrad, der fleißig ab- und zuging, vergaß hier der allgemeinen Noth und fühlte nur den Verlust, der seinem und Klarens Herzen drohte.

Oft wenn Therese ihn mit so kummervoller Miene an Georgs Lager stehen sah, auf des Kranken Odemzug lauschend, da schwebte das Geheimniß auf ihren Lippen und es trieb sie, ihn bei der Hand zu fassen und zu sprechen: ja traure nur, du armer Vater, es ist wirklich dein Sohn! Allein ein furchtbarer Schwur, den ihre Großmutter, auf die Nachricht von Georgs Bewußtlosigkeit, ihr abgezwungen hatte, verschloß ihren Mund. Der Ring und die Papiere

waren wieder in den Händen der Alten, den Dolch verwahrte Therese.

Mehrmals bei Nachtzeit kam die Alte in Georgs Zimmer, trat an sein Bett und nachdem sie ihn lange betrachtet, machte sie ihm das Zeichen des Kreuzes über Haupt und Brust, legte ein Scapulier, welches sie um den Hals trug, auf seine Stirn und begab sich dann schweigend, wie sie gekommen war, wieder hinweg. — In der eilften Nacht der Krankheit kam sie gleichfalls. Sie kniete an dem Bette nieder und betete, dann stand sie auf, zog ein silbernes Büchschen hervor und rieb mit dem darin enthaltenen Balsam des Kranken Schläfe und Brust. „Morgen ist der entscheidende Tag," sprach sie beim Weggehen zu Klaren. „Bete mit mir zur heiligen Jungfrau, so wird sie ihn dir retten, und er rettet dich."

Bald darauf fiel Georg in einen tiefen und ruhigen Schlaf, der Arzt fand ihn am andern Morgen noch schlafend und meinte, nun werde es sich zeigen, ob es zum Leben gehe oder zum Tode. Ueber eine Weile erwachte der Kranke, schaute befremdet umher und versank dann in tiefes Nachsinnen wie es schien. Auf einmal streckte er seine Hand nach Klaren aus und rief: „Klara!" Mit hervorbrechenden Freudenthränen ergriff sie die dargebotene Hand und drückte sie an ihre Brust. Darauf wendete sich Georg gegen

Theresen und bot ihr gleichfalls lächelnd die Hand. Der Arzt empfahl Ruhe und Stille, und Klara ging hinaus, weil sie ihr Herz nicht meistern konnte.

Von diesem Augenblick an wendete sich die Krankheit mit raschen Schritten zur Genesung. Georg behielt das Bewußtseyn und ob er gleich still und ohne zu sprechen da lag, so war doch deutlich zu spüren, wie nach und nach die Erinnerung alles Vergangenen zu ihm zurückkehrte. Er blickte Theresen oft freundlich an und nannte sie leise seine Retterin, und als den andern Tag Vollrad in's Zimmer trat, gerieth er in sichtliche Bewegung, verhüllte sein Gesicht, dann versuchte er sich empor zu richten, ergriff Vollrads Hand und führte sie an seine Lippen, Vollrad aber neigte sich freudig und tief gerührt über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

Da wenige Tage darauf die Belagerer die Stadt ernstlich und in der Nähe zu beschießen anfingen, und besonders das in der Neustadt und Sudenburg aufgepflanzte Wurfgeschütz in den obern Stockwerken der Häuser keine Sicherheit mehr gestattete, so mußte Georg nach einem Zimmer im Erdgeschoß gebracht, und es konnte ihm nun nicht länger verschwiegen werden, in welcher Lage sich die Stadt befand. In seinen erloschenen Augen dämmerte eine dunkle Glut auf, da Vollrad ihm erzählte, was indeß vorgegangen. „Warum muß ich hier liegen?“

seufzte er, und als Vollrad das Zimmer verlassen hatte, sprach er mit matter Stimme: „Gottes Hand liegt schwer auf mir. Warum ist mir's versagt, ein elendes und verworfenes Leben mit Ehren und zum Nutzen meiner Vaterstadt zu enden!“

Von dem Augenblick an, da Georg, außer Gefahr, der Besserung rasch entgegen ging, hatte Klara sich zurück gezogen und erschien nur in Begleitung ihres Gemahls an seinem Lager; Therese aber blieb seine treue Wärterin, bis er im Stande war, das Bett zu verlassen.

Die mächtige Sehnsucht und Begier in Georgs Herzen, sich in den Kampf zu mischen, schien allgewaltig selbst dem Körper zu gebieten, der wunderbar schnell von seiner Krankheit erstand. Schon nach wenig Tagen versuchte Georg einen Gang außer dem Hause, und als die Magdeburger sich zu dem Ausfall rüsteten, war er fest entschlossen, mitzuziehn. Weder die Vorstellungen seines alten Dieners, noch Theresens Bitten vermochten ihn zurück zu halten. Therese lief in höchster Unruhe im Zimmer hin und her, auf einmal blieb sie vor ihm stehen, schlang die Arme um seinen Hals und rief in Thränen ausbrechend: „Wenn du stirbst, will ich auch nicht leben! ich gehe mit dir, ich lasse dich nicht!“ — „Wenn du mich liebst,“ sprach Georg: „was kannst du mir denn bessers wünschen als den Tod?“ und

damit, sanft sich von ihr losmachend, langte er seine Büchse von der Wand und eilte aus der Thür. Indem er aber hinaus trat, kam Herr Vollrad ihm entgegen und fragte ihn, wohin er so gerüstet eilen wolle, und da Georg seines Vorhabens kein Hehl hatte, trat er erschrocken und erbleichend zurück, und sprach mit bewegter Stimme: „Georg, mein Sohn, du wirst doch nicht also deinen Vater betrüben? Wenn keine Kugel dich trifft, wird doch die Anstrengung dich tödten!“ Da warf sich Georg zu seinen Füßen und umschlang seine Knie: „Vater! Vater!“ rief er heftig aus, plötzlich aber riß er sich wieder empor und stürzte in sein Zimmer zurück. „Nein, nein,“ rief er: „ich bin's nicht werth, ihn Vater zu nennen! hat diese verfluchte Hand nicht den Dolch gezuckt auf sein Herz?“ — Therese näherte sich ihm ängstlich. „Siehst du nicht,“ fuhr er, gegen sie gewendet, fort: „siehst du nicht den gräßlichen Buchstaben an meiner Stirn? das heißt Vatermörder! du kannst ihn nicht wegwischen. Mein Blut nur wäscht ihn ab!“ Er eilte von neuem nach der Thür. Therese ergriff ihn beim Arm: „Und deines Vaters Bitte hörst du nicht?“ Er blieb stehen und ließ sich von ihr zurück führen. „Und wer,“ hub sie wieder an: „wer wird deinen Vater, wer wird Klaren schützen, wenn es vielleicht zum äußersten kommt und die Feinde uns überwältigen?“ Er

schaute eine Weile starr vor sich hin, dann reichte er seine Waffe Theresen hin, sank erschöpft in einen Stuhl und sprach mit matter Stimme: „Ach, wäre es mir doch wenigstens vergönnt für sie zu sterben!“ — Therese wendete sich von ihm ab, trat an das Fenster und weinte still.

Die Lage der Stadt ward indeß mit jeder Stunde bedenklicher und von Wällen und Thürmen schauten sehnsuchtvolle Blicke nach allen Seiten aus, ob die versprochene schwedische Hülfe sich nirgend zeigen wolle. Gegen Ende des April hatte der König seine Ankunft verheißen; aber der Monat war vorüber, und Gustav Adolph zögerte noch immer. Dagegen erwiesen sich die Kaiserlichen desto thätiger. Am Heideck führten sie einen breiten Damm von Reisern und Erde über den Graben, ohne daß Falkenberg mit aller Gegenwehr es hindern konnte, und auf der Seite der Neustadt mußte die Besatzung täglich mehrere Mal Pappenheims Truppen, welche bis in den Stadtgraben vordrangen, durch Ausfälle mit dem Degen in der Faust zurücktreiben, ja Pappenheim ließ aus dem Bollwerk an der Neustadt alle Sturmpfähle ausgraben und endlich einige hundert Sturmleitern anlegen. Alles war in der bangsten Erwartung eines Sturms. In den meisten Häusern fing

man an, den besten Theil seiner Habe zu verstecken und zu vergraben.

Auch Vollrad war darauf bedacht, was er an baarem Gelde, Silbergeschirr oder andern Kostbarkeiten besaß, mit Zuziehung Georgs und eines alten vertrauten Handlungsdieners in Sicherheit zu bringen, und sie hatten bereits einen Theil davon in einer Nacht im Garten vergraben, als einige bei einem Ausfall gemachte Gefangene die willkommene Kunde in die Stadt brachten, daß die Kaiserlichen, aus Furcht vor den Schweden, bereits Brandenburg, Rathenow und andere Orte verlassen hätten und die schwedische Reiterei schon bis über Nauen und Zerbst hinaus streife.

Diese Nachricht verbreitete allgemeine Freude und belebte die welkende Hoffnung von neuem. Auf allen Straßen standen heitere Gesichter zusammen; Bekannte und Unbekannte drückten sich freundlich die Hand; man glaubte sich schon gerettet, und obgleich Tilly am 7. Mai, wahrscheinlich durch dieselbe Nachricht zu Anwendung des Aeußersten getrieben, die Stadt wieder aus 8 Batterien auf's heftigste zu beschießen anfing und die ganze Nacht und den folgenden Tag damit fortfuhr, so vermochte dieß doch den frisch gestählten Muth der Belagerten so wenig zu beugen, daß, als von dem kaiserlichen Feldherrn eine neue, dringende Aufforderung zur Uebergabe

eingelaufen war und der Magistrat, am neunten früh, die gesammte Bürgerschaft in den Häusern der Viertelsherren versammeln und ihnen die Frage vorlegen ließ: ob man mit dem Tilly wegen der Uebergabe unterhandeln solle oder nicht? nur einige Viertel sich für die Unterhandlung erklärten, andere alles dem Gutachten des Magistrats überließen, die meisten aber durchaus von keiner Uebergabe hören wollten.

Der Magistrat indeß, welchem die höchst gefahrvolle Lage der Stadt besser bekannt war, kam von neuem auf dem Rathhause zusammen und auf den nachdrücklichen Bericht des Rathherrn Otto von Gericke, als Bauherren, daß der Feind an dem Bollwerke bei der Neustadt bereits alle Sturmpfähle ausgegraben und die Besatzung daher stündlich dem Ueberfall ausgesetzt sey, nahm der Syndicus, D. Johann Denhardt, das Wort und stellte vor: „was die Stadt denn endlich anfangen wolle, da es ihr an Pulver fehle und sie den Feind bis an die Wälle habe vordringen lassen? Der Rath möge es bedenken und nicht so viel tausend Menschen in's äußerste Verderben stürzen.“ Hierauf faßten die Anwesenden endlich den Entschluß, die Unterhandlung mit dem kaiserlichen Feldherrn zu eröffnen und meldeten dieß dem schwedischen Commandanten. Doch sollte der Trompeter mit der Antwort auf das Tilly'sche Schreiben

erst den andern Tag zurückgesendet werden, da man vor der Rückkehr desselben in's Lager keinen Sturm befürchten zu dürfen glaubte und auf diese Weise noch die kostbare Frist eines Tages zu gewinnen hoffte.

Während dieser Zeit war die Besatzung sowohl als der größte Theil der Bürgerschaft beinahe unablässig unter den Waffen und auf den Wällen gewesen, und Georg, dem die Anführung eines kleinen Haufens vertraut worden war, ließ sich nicht abhalten, dem Geringsten gleich, sich jeder Beschwerlichkeit und Gefahr zu unterziehen.

Am neunten Nachmittags, schwieg auf einmal das feindliche Geschütz rings um die Stadt; der Thurmwächter auf dem Dom berichtete, daß von den Batterien an der Sudenburg die Stücke abgeführt würden. Freudig glaubten die Belagerten darin die Bestätigung ihrer Hoffnungen zu erkennen. Weil man indeß späterhin einige ungewöhnliche Bewegungen des Feindes entdeckte, so wurden dennoch für die nächste Nacht die Maßregeln der Vorsicht verdoppelt und auf den Fall eines Sturms alles zum kräftigsten Widerstande bereit gehalten. Georg aber, unter der fortgesetzten Anstrengung endlich erliegend, eilte gegen Abend nach Hause, die gänzlich erschöpfte Kraft durch einige Stunden Schlaf zu stärken und nachdem er Vollraden seine Hoffnung mitgetheilt,

daß diese die letzte bange Nacht seyn werde, warf er sich angekleidet auf sein Lager.

Es mochte gegen Mitternacht seyn, als er sich beim Arm ergriffen und unsanft gerüttelt fühlte. Er hatte Mühe sich dem Schlafe zu entwinden, und als er die Augen aufschlug, sah er Theresens Großmutter, eine Lampe in der Hand, vor seinem Bette stehen. „Schlaf nur, schlaf!“ sprach sie in sich hinein mit dumpfer Stimme: „Euer Erwachen wird schrecklich seyn!“ — Georg richtete sich erschrocken empor und starrte sie an. Sie fuhr fort: „Merk wohl auf, was ich dir sage. Es könnte doch endlich kommen, daß Gott die Schaale seines Zorns ausgösse über diese Stadt und Euer thöricher Widerstand sie der Rache ihrer Feinde in die Hände lieferte; drum sage ich dir, raffe was du kannst an Gold und Kleinodien zusammen, und das thue ohne Verweilen und wenn der entscheidende Augenblick gekommen und die Kaiserlichen eindringen in die Stadt, dann nimm Klaren an die Hand und halte dich zu mir: Euch will ich retten.“ — Als sie dieß gesagt hatte, ging sie eilig hinweg; an der Thür aber wendete sie sich noch einmal und sprach: „Gedenke meiner Worte und säume nicht! die Augenblicke sind theuer diese Nacht. Ich habe noch viel zu thun.“ Damit schlüpfte sie hinaus. Georg wollte aufspringen und ihr nacheilen, daß sie ihm Rede stände,

doch eine betäubende Mattigkeit lag mit bleiernem Gewicht auf seinen Gliedern, mit Gewalt drückte der Schlaf auf seine Augenlieder und über dem Bestreben selbst, sich seiner zu erwehren, schlief er ein, wachte jedoch bald nachher wieder auf und schlief von neuem ein, und so lag er lange Zeit und arbeitete sich ab in beständigem Ringen mit dem Schlafe. Endlich gelang es ihm, sich zu ermannen. Er sprang auf; sein erster Gedanke war, die Alte aufzusuchen. Er eilte nach dem Hofe, wo sie jetzt wohnte; auf der Schwelle ihres Gemachs trat ihm Therese ängstlich und verstört entgegen. Sie hatte einige Papiere und einen Ring in der Hand, den er alsbald für den Ring seiner Mutter erkannte. Sie reichte ihm beides hin und sprach: „Nehmt hin! das ist Euer Eigenthum und nur in Eure Hände gehört es!“ Georg aber, dem lediglich die wunderlichen Reden der Alten zu Sinne lagen, fragte sie hastig nach ihrer Großmutter. Therese schüttelte den Kopf. Indem fiel ihm ein, daß sie wohl in ihrer alten Wohnung seyn könnte und er lief daher schnell die Treppe hinauf, sie dort zu suchen.

Als er sich dem steinernen Heiligenbilde auf dem Gange näherte, sah er schon von weitem die Lampe der Alten davor stehen; sie selbst aber war nicht dabei. Es fiel ihm ein, wie er sie hier zuerst getroffen, und wie sie damals behauptet, daß sie die

Heilige oft weinen gesehn, und indem er nach dem Bilde hinschaute, kam es ihm in diesem Augenblicke wirklich so vor, als blinkten Thränen in dessen Augen und als öffnete sich sein Mund zum schmerzlichen Weheruf. Er beschleunigte seine Schritte. — Das Zimmer der Alten war leer. Er rief ihren Namen mehrere Mal; nur der Wiederhall antwortete ihm aus den langen Gängen. Von einer bangen Ahnung getrieben, eilte er wieder die Treppe hinab, sich mit Vollrad zu berathen. Der Diener, welcher im Vorhause wachte, meldete ihm, daß Herr Vollrad, der ebenfalls mehrere Nächte ohne Schlaf verbracht, bei der Ruhe, die in der Stadt herrschte, eben zu Bett gegangen sey. Allein für Georgen war hier kein Bleibens; er verließ das Haus und begab sich nach dem Wall.

Dort war indeß alles ruhig. Die tiefste Stille herrschte im kaiserlichen Lager; keine Bewegung war zu spüren, kein Laut tönte herüber; man glaubte alle Gefahr verschwunden und erwartete sehnsuchtvoll den Morgen, daß sein Licht die süße Hoffnung endlich errungener Befreiung bestätigen möge.

Endlich röthete sich der Himmel in Osten; heiter und herrlich geht der gräßliche zehnte Mai über der unglücklichen Stadt auf. Tausende begrüßen ihn als ihren Befreier und ahnen nicht das Verderben, welches er in seinem Schooße trägt. Die Stille im

feindlichen Lager dauert fort; der schwedische Kommandant, durch sie betrogen, begiebt sich unbesorgt auf das Rathhaus; ein Theil der Bürger folgt ihm dahin und die größere Hälfte der Offiziere, Soldaten und Bürger, von Nachtwachen erschöpft, eilt nach Hause, sich in den Armen des Schlafs von der langen Anstrengung zu erholen. Auch Georg, von dem Schlummer der vergangenen Nacht mehr ermattet als gestärkt, folgt dem Zureden seiner Bekannten, kehrt heim und legt sich noch einmal zur Ruhe. Vollrad war nach dem Rathhause gegangen, wo der Trompeter an Tilly abgefertigt werden sollte.

Draußen aber im kaiserlichen Lager war vorsichtig und in größter Stille während der Nacht alles zum Sturm vorbereitet worden, und als die Sonne aufging, harrten die mord- und raubgierigen Schaaren, in den Laufgräben und hinter den Mauertrümmern der Vorstädte gelagert, ungeduldig auf die sechs Kanonenschüsse, welche das Zeichen zum Angriff geben sollten. Tillys Bedenklichkeiten verzögerten es noch.

Um sieben Uhr endlich donnern die Kanonen und Pappenheim wirft sich mit seiner ganzen Macht, unter dem Feldgeschrei: Jesus Maria! jeder Soldat eine weiße Binde um den Arm, auf die hohe Pforte und das neue Werk, überwältigt die geringe, überraschte und schlaftrunkne Besatzung nach kurzem

Widerstand und ersteigt die Werke. Andere Truppen dringen zur selben Zeit um das Rondel am Fischerufer durch die seichte Elbe ohne Mühe in die Stadt.

Plötzlich hört man auf dem Rathhause, wo Falkenberg noch einmal in einer feurigen Rede den Entschluß des Magistrats umzustimmen versucht hatte, den Wächter vom Johannisthurm herab Sturm blasen, sieht die Kriegsfahne ausgestreckt, die Sturmglocken angeschlagen, ein schreckliches Musketenfeuer erhebt sich und wird immer heftiger. Otto von Gerike, der nach dem Fischerufer geeilt war, bringt die Nachricht zurück, daß die Kroaten bereits in der Stadt und mit Plünderung der Fischerhäuser beschäftig sind. In größter Bestürzung begiebt sich der Magistrat auf den Markt. Man sendet Trommelschläger ab, die noch um einen Accord bitten sollten. Falkenberg wirft sich auf's Pferd und eilt mit einiger, schnell zusammengerafter Mannschaft nach der Gegend des neuen Werks.

Unterdessen läuft die Schreckenspost durch alle Straßen und das furchtbare, immer stärker anwachsende Getöse giebt den aus ruhigem Schlummer Emportaumelnden sogleich die schreckliche Bestätigung.

Im Vollradschen Hause drangen einige der erschrockenen Hausgenossen in Georgs Zimmer und weckten ihn. Er sprang auf und warf seine Kleider über. Klara stürzte bleich und händeringend herein

und hinter ihr auch Vollrad. „Es ist alles verloren!“ rief er athemlos. „Die Kroaten sind bereits in der Stadt!“

Georg versprach sichere Nachricht einzuholen und begab sich in Begleitung eines Dieners hinweg. Draußen aber fielen ihm die Worte der Alten ein; er kehrte deshalb zurück, empfahl Vollraden, sich wohl mit Geld zu versehen und lief dann, jene aufzusuchen, doch vergebens; weder sie, noch auch Therese war zu finden.

Als er auf die Straße trat, emfing ihn schon das Jammergeschrei der Weiber und Wehrlosen, die in höchster Angst hin und wieder liefen; aus allen Häusern stürzten, noch halb schlaftrunken, bewaffnete Bürger und eilten nach den Wällen. Georg sammelte einige derselben um sich und setzte seinen Weg nach der Gegend des Marktes fort. Das Musketenfeuer schien sich zu nähern, zwischen durch hörten sie wildes Jauchzen. Sie beschleunigten ihre Schritte. Auf einmal kam ihnen das Geschrei entgegen: „Falkenberg ist erschossen! alles verloren! Die Feinde schon in der Lakenmacherstraße!“ Einzelne Flüchtlinge, größtentheils verwundet, bestätigten es. Schon hatte Falkenberg am neuen Werk die Kaiserlichen in Unordnung zurückgetrieben, als eine Kugel ihn, tödtlich verwundet, niederstreckte. Ohne Anführer, endlich auch ohne Munition, wichen

die Soldaten in die Stadt zurück und mit den Fliehenden zugleich drangen auch die Feinde durch das Thor.

Einige von Georgs Begleitern stutzten, andere schritten muthig vorwärts, und Georgs Zureden bewog endlich auch die Uebrigen, ihm zu folgen. Seitwärts von der Gegend des Krökenthors her, erhob sich indem ein neues heftiges Schießen; vor ihnen stiegen dicke Rauchwolken empor, denn Pappenheim hatte unweit der hohen Pforte einige Häuser in Brand stecken lassen. So gelangten sie in die Lakenmacherstraße.

Hier hatte indeß ein wackerer Hauptmann, Namens Schmidt, die Weichenden ermuthigt, die Fliehenden gesammelt und führte sie von neuem gegen die andringenden Feinde. Georg und die Seinigen blieben nicht dahinten; mit jedem Augenblicke mehrte sich der Haufe durch die herbeieilenden Bürger; wüthend warfen sie sich auf den Feind und es gelang ihnen nach einem hartnäckigen Kampfe, ihn bis an den Wall zurückzutreiben. Doch hier wendete das Glück der heldenmüthigen Schaar den Rücken: der tapfre Hauptmann fällt schwer verwundet; in demselben Augenblick greift Pappenheim, der seiner Reiterei mit Piken und Haken einen Quersteig über den Wall gebahnt hatte, mit derselben unter Pauken- und Trompetenschall die Magdeburger an, und als

nun zugleich auch Tilly selbst durch das überwältigte Krökenthor mit frischen Schaaren eindringt und die Kanonen von den Wällen gegen die Straßen richten läßt, da weichen endlich die Ermatteten der Uebermacht und die letzte Hoffnung Magdeburgs erlischt.

Während die Kaiserlichen mit furchtbarem Freudengeschrei die Fliehenden verfolgen und einzelne Haufen der letztern noch immer wieder, an mehrern Orten der Stadt, sich zu verzweiflungvollem, doch vergeblichen Widerstande sammeln, eilte Georg, seines Vaters und Klarens eingedenk, nach Hause zurück.

Hier lief alles in der größten Verwirrung durch einander. Es hatten sich viele Leute, größtentheils Frauen und Kinder, aus der Nachbarschaft eingefunden, die Rath und Hülfe von Herrn Vollrad begehrten; von den Hausgenossen waren einige mit Sicherung ihrer Habe, andere mit Anstalten zur Vertheidigung beschäftigt. Vollrad kam ihm entgegen und fragte ihn ängstlich, was noch zu hoffen sey. „Es ist nichts mehr zu hoffen!" rief Georg: Die Stadt ist in Feindeshänden. Ein jeder mag nun zu dem Seinigen sehen!" Da erhob sich unter den Frauen ein allgemeines Wehklagen und Jammern, und alles, was nicht zum Hause gehörte, machte sich in großer Angst und Bestürzung schleunig hinweg; Georg aber befahl, Thür' und Fenster zu

verrammeln, Allen Muth einsprechend und tröstend: daß nur der erste Anlauf zu fürchten sey; wenn es ihnen nur gelänge, diesen abzuwehren; die Ordnung würde bald wieder hergestellt seyn. — Indem sie nun bei diesem Geschäft waren, vernahmen sie auf einmal ein so schreckliches Krachen von Kanonen und kleinem Gewehr, daß sie meinten, das Haus stürze zusammen; es dauerte aber nur einen Augenblick; darauf erfolgte ein furchtbares Geschrei und dann ward es ganz still. Alle horchten voll banger Erwartung: da wurde heftig an die verschlossene Hausthür gepocht. Einer sah den Andern erschrocken an, und keiner wollte hingehn zu öffnen oder zu fragen; endlich lief Georg die Treppe hinan nach dem obern Stockwerk und schaute dort aus dem Fenster. Ein feiner Knabe stand vor der Thür, und als er auf Georgs Zuruf in die Höhe sah, und um Gotteswillen schleunigen Einlaß verlangte, erkannte Georg mit Erstaunen, daß es Therese sey. Er eilte hinab, zu öffnen. Therese, in männlicher Kleidung, das Schwert an der Seite, eine weiße Binde um den Arm, stürzte odemlos herein. Sie lief auf Klaren zu, umschlang ihre Kniee und rief: „Mit Euch will ich leben, oder sterben, wenn ich Euch nicht retten kann!“ Vollrad und Georg fragten voll Verwunderung, wo sie gewesen? wie sie zu solcher Kleidung komme? wo ihre Großmutter sey? „Fragt jetzt

nicht," sprach sie: „sondern thut was noch zu thun ist, denn wenig Augenblicke nur sind noch unser. Aller Widerstand ist gebrochen. Wie eine schüchterne Heerde treiben die Kaiserlichen Eure Bürger zu Tausenden vor sich her und hauen sie nieder ohne Gegenwehr." Da Georg aber fortfuhr nach ihrer Großmutter zu fragen, zog sie ihn bei Seite und sprach: „Ach, sie ist in Sicherheit. Sie wollte Euch retten; doch zu spät. Ich war mit ihr in einem Hause, unweit der hohen Pforte, als der Sturm begann und sie wollten mich noch weiter schleppen; doch ich machte mich los und mitten durch Feind und Freund hat die heilige Jungfrau mich hieher geleitet."

Georg wollte noch weiter fragen, allein der Lärm, der plötzlich draußen entstand, unterbrach ihn. „Sie kommen!" rief Therese. Ein gräßliches Jauchzen und Jubelgeschrei: „All gewonnen! all gewonnen!" erfüllte die Luft, Trommeln wirbelten, Reiterei sprengte durch die Straße; sie hörten Thüren aufschlagen und zwischen durch das Wehgeschrei der Flüchtenden und Gemißhandelten. Händeringend warf sich Klara, heulend stürzten die Mägde auf die Kniee und beteten laut. Schon donnerten Kolbenschläge gegen die Thür. Vollrad, weniger für sich und seine Habe, als für Klaren besorgt, entschloß sich, das Haus preiszugeben und lieber in den Garten

zu flüchten, bis der erste Anlauf vorüber sey und so zog er hinaus mit allen den Seinigen, bis auf den ältesten Handlungsdiener, welcher durchaus nicht zu bewegen war, das Haus zu verlassen. Auch Georg wollte bei ihm zurückbleiben, allein Vollrads und Klarens Bitten rissen ihn mit sich fort.

Ein kleines Haus stand am äußersten Ende des Gartens im Gebüsch versteckt und dort hinein gingen sie. Sie hörten bald, wie in dem Wohnhause die Thüren eingeschlagen, Fenster und Hausgeräth zertrümmert wurden; sie hörten das Toben und Fluchen der Plünderer im Hofe, ja einmal drang ein wilder Haufe bis in den Garten und durchsuchte alle Winkel. Georg zog sein Schwert und stellte sich an die Thür. Doch wie durch ein Wunder entging ihr Zufluchtort den raubgierigen Spähern und ein plötzlicher Tumult auf den Straßen trieb sie schleunig aus dem Garten.

So harrten sie an zwei Stunden in unaufhörlicher Angst; die Hoffnung auf baldige Rückkehr der Ordnung und Ruhe ward immer geringer. Das gräßliche Lärmen und Toben dauerte ringsumher noch fort, es schien sogar mit jedem Augenblicke noch zu wachsen. Einzelne fallende Schüsse und das Jammergeschrei, welches von Zeit zu Zeit aus den benachbarten Häusern herüber drang, ließ sie das Gräßlichste ahnen. Endlich bemerkten sie, daß der Garten ganz voll Rauch ward. Georg wagte sich

hinaus und kam bald in großer Bestürzung zurück. „Hier ist unsers Bleibens nicht länger;“ sprach er zu Vollrad, den er bei Seite zog. „Es brennt auf allen Seiten; die ganze Stadt scheint in Flammen zu stehen.“ Therese hatte seine Worte vernommen und rief: „Wohlan, so laßt uns nicht säumen, weil wir noch ein Thor erreichen können! Ich will Euch führen und hoffe Euch zu retten.“

Vollrad konnte sich lange nicht entschließen; doch als unter dem Rathschlagen und Hin- und Wiederreden der Rauch immer stärker ward, sahen sie wohl alle, daß ihnen nichts anders übrig sey und mußten sich also mit Angst und Zittern drein ergeben.

Eine Hinterpforte des Gartens führte nach einem Nebengäßchen; dorthin nahmen sie ihren Weg. Therese band auch Georgen ein weißes Tuch um den Arm; die Uebrigen alle mußten ihre Waffen ablegen oder verbergen. — Als sie eine Stelle erreichten, wo man nach dem Wohnhause hinsehen konnte, schlug eben die Flamme aus dem Giebel empor; da lehnte sich Vollrad an einen Baum und verhüllte das Gesicht in seinen Mantel. Klara schluchzte laut. Therese aber trieb zum Weitergehen, ergriff Vollrad's Hand und riß ihn mit sich fort.

Als sie auf die Straße traten, zog sie das Schwert und schritt muthig voran. Georg mit Kla-

ren ging hinter ihr, neben Klaren Vollrad; die Andern folgten. Sie waren bald von Soldaten umringt, die schreiend und fluchend auf sie eindrangen; doch mit der Losung: Jesus Maria! die Rechte mit dem Schwert und der weisen Binde hoch empor gehoben, machte Therese sich überall Bahn. Wo es am härtesten herging wußte sie, wie durch göttliche Eingebung, bald mit diesem, bald mit jenem Wort, bald auf italiänisch, bald auf deutsch bald durch die kecke Versicherung: „sie sey der Leibbursch des Obersten vom Holsteinschen Regiment, und dieß seyen seine Gefangene," bald durch ein Geschenk, welches Vollrad reichen mußte, den tollen Haufen zu beschwichtigen, wobei ihre gebrochene Aussprache des Deutschen ihr sehr zu statten kam.

So gelangten sie mitten durch den wüthenden Tumult, durch unerhörte Greuel, die an ihrer Seite verübt wurden, durch Blut und Brand, über Leichen und Trümmer, unangetastet bis auf den breiten Weg. Hier aber wurde das Toben und Gedränge so arg, daß sie bald nicht mehr weiter konnten. Theresens Worte waren hier verloren und wurden nicht geachtet. Ein Soldat holte eine der Mägde aus ihrer Mitte heraus und schleppte sie mit sich fort, ohne daß sie ihr beistehen konnten. Zwei von den Dienern, die sich nicht ausplündern lassen wollten, sondern sich zur Wehre setzten, wurden vor

ihren Augen nieder gestochen und sie geriethen dabei alle in die höchste Gefahr.

In dieser Noth ersah Therese einen von den Hauptleuten zu Pferde, drängte sich an ihn und ob er gleich anfangs abwehrend mit der Hand winkte, so wandte er doch alsogleich sein Pferd, als sie ein Blättchen Pergament aus dem Busen holte und ihm zeigte. Er hieß Klaren an seinen Steigbügel fassen, Vollrad hielt sich an das Pferd des Reiters, den er bei sich hatte, und so führte er sie gegen das Sudenburger Thor, welches nicht weit entfernt war. Hier brannten auch schon mehrere Häuser, daß sie Mühe hatten durchzukommen. Doch kaum waren sie draußen vor dem Thor, als ein andrer Offizier herbeisprengte und heimlich mit jenem sprach. Darauf sagte dieser, er müsse zurück und könne sie nicht weiter geleiten, befahl seinem Reiter, sie nach Fermersleben zu führen, wo das Tillysche Lager stand und ritt eilig davon. Der Soldat aber bezeigte wenig Lust, den Befehl seines Herrn zu vollstrecken, während seinen Kameraden die Schätze Magdeburgs *) in die Hände gegeben waren und so große Verheißungen ihm auch Georg machte, wenn er bei

*) Sieben Königreiche, ging im Tillyschen Lager das Gerücht, könnten mit den Schätzen Magdeburgs bezahlt werden.

ihnen bleiben wollte, war doch die Hoffnung reicher Beute noch größer; er ließ sie bald mitten auf der Straße stehen und jagte gleichfalls nach der Stadt zurück.

So also von neuem sich selbst und ihrem guten Glück überlassen, wollten sie ihren Weg allein fortsetzen. Glücklich gelangten sie auch bis an die letzten Häuser der zerstörten Sudenburg, doch hier kam ihnen plötzlich ein Schwarm Soldaten, großentheils Ungarn und Kroaten, entgegen, die auch aus dem Lager zu dem allgemeinen Mord- und Raubfest eilten. Mit wildem Geschrei umringten sie Vollrad und die Seinigen. Therese wurde nicht verstanden oder verspottet. Vergebens gaben Georg und Vollrad alles her, was sie von Werthe bei sich trugen; immer wüthender schrie der Haufe: gieb Geld! gieb Geld! und einige fingen an, den Dienern und Mägden die Kleider vom Leibe zu reißen und schlugen beim geringsten Widerstande wie Rasende auf sie los. Georg rief seinen Gefährten mit lauter Stimme zu, sie sollten sich in das Haus flüchten, vor welchem sie eben standen und welches noch ziemlich unversehrt war, faßte Klarens Hand und wollte sie eben auch hinein führen, als zwei Kroaten dieser nachliefen, der eine nach einem goldnen Kettlein greifend, welches sie um den Hals trug, es ihr mit Gewalt abriß, der andre aber sie um den Leib faßte, willens sie

mit sich fortzuführen; da blieb Georg nicht länger seines Zornes Meister und mit einem gewaltigen Streiche schlug er den frechen Räuber nieder, daß er in seinem Blute sich am Boden wälzte. Brüllend vor Wuth stürzte nun die ganze Rotte auf ihn los. Er aber stellte sich vor eine kleine Brücke, die zu dem Eingang des Hauses führte, an seine Seite sein alter Diener, der schnell Theresen das Schwert aus der Hand genommen hatte, und so mähten sie unter den dichten Haufen so grimmig hinein, daß die Angreifer stutzten und zurückwichen. Doch indem Georgs Diener seinen Vortheil zu hitzig verfolgte, erhielt er von hinten mit einem Spitzhammer einen Schlag auf den Kopf, der ihn sogleich zu Boden streckte. Georg sah ihn fallen, sogleich aber auch sah er Theresen, die das Schwert des Gefallenen aufraffte und wüthend damit um sich hieb. Ein Kroat unterlief sie und wollte es ihr entringen: schnell besonnen riß sie ihren Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn jenem in's Herz. Da indeß der Haufe der Angreifenden sich immer noch durch die vorübereilenden Soldaten mehrte, fügte es sich, daß einer herbeigelaufen kam, der zwei Musketen trug. Dieser machte sich Platz, legte an und schoß, und tödtlich getroffen sank Therese zu Georgs Füßen nieder. Der zweite Schuß traf Georgen und zerschmetterte ihm den linken Arm. „Rette deinen Vater!“ stam-

melte Therese. Georg zog sich auf die Brücke zurück, und des zerschmetterten Arms nicht achtend, vertheidigte er den Eingang des Hauses noch immer mit verzweifeltem Muthe; doch fühlte er, wie sein Arm ermattete und seine Kräfte sanken.

Da sprengte ein Offizier herbei mit einigen Reitern und da er Georgen also stehen sah auf der Brücke, wie einen Engel mit dem Flammenschwert, rechts und links niederschmetternd, was ihm zu nahen wagte, da schrie er den Rasenden zu: halt ein, und machte sich Bahn durch den tollen Schwarm. Georg blickte auf und erkannte den Hauptmann Montenero; in diesem Augenblick aber stieß ihm ein Wüthender die Partisane durch den Leib. Er taumelte zurück und sich an einem Pfahle aufrecht haltend rief er dem Hauptmann zu, mit matter Stimme: „Montenero, ich habe dein Leben gerettet, rette nun diese dort!“ indem er nach dem Hause zeigte und so sank er zur Erde.

Der Hauptmann ließ schnell das Haus durch seine Reiter besetzen und da der Haufe gegen diese nichts zu unternehmen wagte, zogen sie schimpfend und fluchend von dannen. Er sprang vom Pferde und näherte sich Georgen. Müssen wir so uns wiedersehen! rief er schmerzlich aus. Georg zeigte nach dem Hause und sprach: „Dort ist mein Vater und Klara! bringe sie in Sicherheit.“ Indem stürzten

auch schon Vollrad und Klara aus dem Hause, und da sie Georgen so in seinem Blute schwimmen sahen, warfen sich Beide lautschreiend neben ihm nieder. Freudig lächelnd aber ergriff er Klarens Hand und sprach: „Beruhigt Euch! ich sterbe einen schönen Tod.“

Er verlor viel Blut; hier war keine Hülfe zu erwarten; der Hauptmann befahl daher, daß zwei von den Reitern ihn behutsam vor sich auf die Pferde nehmen sollten; ein gleiches geschah mit Theresen, die mitten durch die Brust geschossen, ohne ein Zeichen des Lebens da lag. Langsam setzte sich der Trauerzug nach dem nächsten Dorfe in Bewegung und wie sie über das Feld so dahinzogen, erblickte Georg den wohlbekannten Drudenbaum auf dem Hügel, wo er vor wenig Monden, in die Heimath rückkehrend, gesessen. Er begehrte durchaus dorthin gebracht zu werden und stand nicht ab davon. Der Hauptmann ergab sich endlich seinem Verlangen, doch sandte er einige Reiter aus nach Hülfe, und Vollrad fügte das Versprechen einer großen Belohnung hinzu, wenn sie schleunig einen Wundarzt herbeischafften.

Auf dem Hügel verlangte Georg so gesetzt zu werden, daß er mit dem Rücken gegen die Eiche gelehnt, die Aussicht nach der Stadt hätte.

Da lagen nun die Thürme in Rauch und Flammen gehüllt vor ihm, ein verworrenes, schreckliches Getöse und Geschrei drang bis zu ihm herüber, und er lag blutend und sterbend unter dem Baume und alles war also erfüllt, wie er es damals auf derselben Stelle zwischen Traum und Wachen vor sich gesehen.

„Gebt Euch keine Mühe weiter!“ sprach er zu Vollrad und dem Hauptmann, die versuchen wollten sein Blut zu stillen, und reichte lächelnd der neben ihm knieenden Klara die Hand. — „Es ist vorbei! Hier will ich sterben. Mein heißer Wunsch ist mir gewährt: ich sterbe für dich und meinen Vater, und dieses strömende Blut wäscht mich rein von meiner Schuld. Jetzt, Vater, mag ich dich um deinen Segen bitten. Ich bin dein Sohn, ich bin Franziska's Sohn!“ — Vollrad sprang empor und starrte ihn an. „Ja, er ist's!“ schluchzte Klara. „Nicht mein Bruder, dein Sohn, Franziska's Sohn!“ Da hob Vollrad Augen und Hände gen Himmel, Thränen brachen aus seinen Augen und er warf sich auf seine Kniee, faltete die Hände und betete lange mit gesenktem Haupte; darauf erhob er sich, faßte Georgs Hand und rief: „mein Sohn! mein Sohn! warum hast du mir das gethan! warum erst jetzt, erst jetzt!“

Indem rief die Magd, welche mit Theresen be-

schäftigt war: „Sie lebt, sie schlägt die Augen auf!“ und da alle sich nach ihr hin wandten, richtete sich Therese mühsam mit halbem Leibe empor, sah sich um und sprach mit leiser Stimme: „Wo bin ich?“ und Georgen erblickend, loderte das erloschene Auge noch einmal in heller Flamme auf und sie fuhr lächelnd fort: „Bei dir! bei dir! Wohlan, wir wollen mit einander gehn.“ — Sie begehrte, daß man ein Papier aus ihrer Tasche nehmen und es Vollraden überreichen solle. Es enthielt Franziska's Ring und die Papiere, welche die Alte einst Georgen zugestellt hatte. Zugleich fiel ein Blatt Pergament mit heraus, und der Hauptmann erkannte mit Erstaunen unter einem doppelten Kreuz und der Losung: „Jesus Maria!“ Tillys Siegel und Unterschrift.

Hierauf faßte Therese Georgs und Klarens Hände, die sie ihr entgegen reichten, in der ihrigen zusammen, sank erschöpft zurück und schloß die Augen und wie ihre Hand immer kälter und kälter ward, wurde auch Georgs Angesicht immer bleicher, seine Züge immer starrer. „Bete für mich, Klara!“ sprach er endlich leise — und sich zu Vollrad wendend: „Vater, gieb mir deinen Segen!“ und indem dieser ihm weinend die Hände auf das Haupt legte, brachen seine Augen und der Segen des Vaters geleitete seine

Seele hinüber von der blutigen Erde in das Land des Friedens.

Der herbeieilende Feldarzt kam eben recht, um Vollrad und Klaren seine Hülfe angedeihen zu lassen. Der Hauptmann führte sie nach dem nächsten Dorfe und von dort weiter nach Halberstadt.

Georg und Therese liegen neben einander zu Fermersleben begraben.

Nur wenige Wochen überlebte Klara den schrecklichen Tag und Gott erhörte Vollrads Gebet, und bereitete seinem nun ganz verwaiseten Herzen, bald die Ruhestatt an ihrer Seite.

Der schwarze See.

Ein Nachtstück.

1815.

Der Förster Willbrand saß mit den Seinen beim Abendbrot. Der Sturm schritt mächtig rauschend durch den Eichenforst draußen; innen im Gemach aber ging es gar bang' und still her.

Willbrand hatte den Kopf auf den Arm gestützt und schaute düster vor sich hin; Frau Gertrud hob von Zeit zu Zeit den thränenschweren Blick auf das bleiche und verstörte Gesicht ihres Mannes und seufzte. Endlich wagte sie es, reichte ihm die Hand über den Tisch hin und sprach mit zitternder Stimme: „Wo warst du wieder so lange, Traugott?“ — Willbrand schrak empor, wie aus einem bösen Traume und wandte sich ab von ihr. „Was soll das Fragen?“ entgegnete er finster nach einer Weile: „Ich war in der Stadt!“ — „Und hast deinen Handel abgeschlossen?“ fuhr Gertrud fort. Er schlug ein grimmiges Gelächter auf: „Handel! Ja wohl Handel! ein böser Handel. Bete du nur fein fleißig, daß er nicht zum Abschluß kommt!“ Er sprang auf. Die Andern erhoben sich gleichfalls.

Elisabeth, die Tochter, wollte nach angewohnter Sitte das Gebet sprechen, doch Willbrand rief: „Laß mir das Beten! Kann's alleweil nicht brauchen. Wer mit Menschen handelt, der wird betrogen; ich möcht' es einmal mit dem Teufel versuchen!“ — Frau Gertrud schlich weinend nach der Kammer; Elisabeth aber faltete die Hände über die Brust und sah ihren Vater an, ernst und fest, daß er es nicht ertragen konnte, sondern sich umkehrte und eine Büchse von der Wand langend, sich etwas damit zu schaffen machte, seine Verlegenheit zu verbergen.

Elisabeth winkte den beiden Jägerburschen, daß sie sich entfernten, dann ging sie nach der Kammer und bat Frau Gertruden, jetzt mit dem Vater zu sprechen, denn jetzo sey der rechte Augenblick, der wohl sobald nicht wiederkehre.

Gertrud näherte sich Willbranden, und legte sanft die Hand auf seine Schulter. Willbrand schien es nicht zu bemerken; er knackte mit dem Büchsenschloß. „Hast du denn gar keinen freundlichen Blick mehr für mich?“ hub Gertrud endlich sanft und leise an. „Hab' ich nicht neunzehn Jahre Freud' und Leid mit dir getragen: warum wendest du nun dein Herz von mir ab? Du bist auf keinem guten Wege, Traugott! Kehre um, weil es noch Zeit ist! Vertraue mir! Habe ich doch sonst wohl Rath gewußt; vielleicht kann ich dir auch jetzo helfen.“

„Hast du Geld?“ fuhr Willbrand heraus, ohne sich umzusehen — „Geld! Geld! viel Geld! das kann mir nur helfen!“

„Ich kenne dich gar nicht mehr,“ entgegnete Gertrud: „Nach vielem Gelde hat ja sonst nimmer dein Sinn gestanden. Aber seitdem der fremde Jäger hier war am Johannisabend, und von den verborgenen Schätzen sprach hier im Gebirge, seitdem bist du ganz verwandelt, und von Tage zu Tage wird es ärger mit dir. Nirgend Rast, nirgend Ruhe, als ob dich das böse Gewissen triebe! Es ist kein gutes Zeichen, Traugott, wenn's einem zu Hause nicht mehr gefällt.“

Willbrand hing die Büchse an den Nagel, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Immer ärger wird's!“ hub er endlich an — „ja, du hast wohl recht. Einen steilen Berg hinunter geht der Weg nach der Hölle; wer ein Mal seinen Fuß darauf gesetzt, der muß auch wider seinen Willen immer weiter! — vom Trunk zum Spiel, vom Spiel zum Betrug, vom Betrug zum Stehlen, vom Stehlen — nun, was bleibt dann noch? — zum Raub, zum Mord! es sind nur wenige Schritte — immer rascher geht's sturzab, — kein Baum, kein Strauch, woran ich mich halten könnte — hin! treib zu, Teufel! treib zu, daß es zum Ende kommt!“

Er warf sich in den Großvaterstuhl, an welchem er eben stand, und legte den Kopf auf die Armlehne desselben. Gertrud stand vor ihm, die Hände ringend; denn vor ihrer Seele lag eine furchtbare Ahnung, wie ein finsterer Abgrund, in den sie schaudernd hinabschaute.

Da ließ sich draußen im Walde drei Mal hinter einander ein gellender Jägerruf hören. Die Hunde auf dem Hofe schlugen an; der Hühnerhund, der unter dem Tische lag, erhob sich knurrend. Es wurde heftig an das Thor geklopft. „Wer kann das noch seyn so spät?“ sprach Gertrud ängstlich und eilte nach dem Fenster. Das Thor ward aufgemacht; sie unterschied in der Dämmerung eine lange Mannsgestalt, die über den Hof auf das Haus zuschritt. „So helfe uns Gott!“ schrie sie auf — „das ist der fremde Jäger! Schau, wie die Hunde sich vor ihm verkriechen. Der bringt uns wieder neues Unheil in das Haus!“

Willbrand hob den Kopf empor und sprach: „du thust ihm Unrecht, Gertrud! das ist ein wackrer Gesell, wenn auch nicht von gar zu freundlichem Aussehen. Hätt' ich auf ihn gehört: es wäre nicht so weit mit mir gekommen.“ Er stand auf, dem Gast die Hausthür zu öffnen, hieß ihn freundlich willkommen, führte ihn in's Gemach, und befahl seiner Frau, für des werthen Besuches Erquickung

und Bequemlichkeit zu sorgen. Gertrud gehorchte mit schwerem Herzen.

Der Fremde warf, lange Zeit schweigend, forschende Blicke umher aus den dunklen Augen; schweigend ging Gertrud, den Gast bedienend, ab und zu; auch Willbrand schwieg, und schien mit sich selbst um einen wichtigen Entschluß zu ringen. Endlich begann jener: „Wo habt Ihr Euer Töchterlein, Frau Gertrud? Als ich das erste Mal bei Euch war, ward mir's nicht so gut, sie zu sehen, und fast bedünkt mich, als solle ihr Anblick mir auch heute nicht vergönnt seyn. Dennoch aber, ich will's Euch nicht länger verhehlen, ist sie es eigentlich, die mich zu Euch geführt hat.“

Indem Gertrud ihn über diese Worte verwundert und fast erschrocken ansah, trat Elisabeth aus der Kammer. Der Fremde erhob sich, ihr entgegen zu gehen; doch wie betroffen über des Mädchens Anblick, unterbrach er seine Schritte und starrte sie schweigend an. Elisabeth senkte erröthend den Blick zur Erde, in mädchenhafter Verwirrung; bald aber schlug sie die großen, blauen Augen wieder empor, und sah dem vor ihr Stehenden ernst und fragend in das finstere Antlitz. Ein leises Lächeln flog über dieses, wie Morgenroth über Gewitternacht; er trat näher und sprach: „Vergebt mir, wenn ich über Euerm Anschauen meinen Gruß vergessen habe. Ich

hoffe, es wieder gut zu machen, indem ich Euch nun mit meinem zugleich noch einen werthern von einem alten Freunde bringe. Er geht Euch gleichfalls an" — er wandte sich gegen Willbrand und seine Frau — „denn er ist vom Hauptmann Leuthold, des Oberförsters Leuthold Sohne."

Elisabeth trat mit freudig leuchtenden Blicken näher. Willbrand rief wie aus dem Traum erwachend: „Von Leuthold! von meinem wackern Jäger! So seyd mir doppelt willkommen! Fast hielten wir ihn schon für todt."

„Sagtet Ihr nicht vom Hauptmann Leuthold?" fragte Gertrud, und faltete ihre Hände.

„Ja, so sagte ich," entgegnete der Fremde — „denn er ist's."

„O, so erzählt uns doch, wie er zu solchen Ehren gekommen," fuhr Gertrud fort. „Mir ist's, als sprächt Ihr von meinem Sohne. Und wahrlich, fast darf ich ihn mit Recht so nennen; denn nach seiner Mutter Tode war er ja mehr und lieber bei uns als bei seinem Vater heimisch, bis ihn der ewige Unfriede mit diesem endlich von dannen trieb: es sind jetzt gerade vier Jahre."

Jener erzählte nun mit kurzen Worten verschiedenes aus Leuthold's Leben, wie er damals Dienste genommen bei den Schweden, die in Pohlen standen; wie das Glück ihm gar besonders wohlgewollt,

daß sein Oberst ihn liebgewonnen, und König Karl ihn endlich selbst in der Schlacht bei Clissow *) bemerkt und ausgezeichnet, wie er ihm, dem Erzähler, einen hochwichtigen Dienst erzeigt, und dieser der Grund ihrer Bekanntschaft geworden, wie er dann in allen ihren Gesprächen stets mit großer Liebe seiner Heimath gedacht und sich gesehnt, noch einmal dahin zurückzukehren, und wie er endlich bei der Reise in diese Gegend ihm das Wort abgenommen, die alten Freunde heimzusuchen und seiner theuren Jugendgespielin Elisabeth ein Zeichen seines, noch immer freudig und sehnsüchtig fortlebenden Andenkens, zu bringen.

Hierbei überreichte er der Hocherröthenden einen schönen Ring und bat, ihn selbst an ihren Finger stecken zu dürfen. Elisabeth sah ihre Mutter an; Frau Gertrud nickte freundlich bejahend. Der Fremde ergriff des Mädchens Hand mit großer Hast. Da sie ihm darüber in's Gesicht schaute, ward ihr fast unheimlich zu Muthe, denn ein gar seltsam triumphirendes Lächeln zuckte um seinen Mund, und aus den tiefliegenden Augen schoß es wie zwei dunkle Flammen. Der Ring brannte ihr am Finger, als wär' er glühend; sie hätte ihn gern wieder abgezogen, allein sie wagte es nicht.

---

*) 1702.

Willbrand sowohl als seine Frau bemerkten nichts von ihrer Unruhe, denn das Herz war ihnen aufgegangen bei der Erinnerung an ihren Liebling, und des Hin= und Herfragens und Erzählens ward kein Ende. Der Förster hieß die letzte, lange aufgesparte Flasche Wein aus dem Keller bringen; doch der Gast gab es nicht zu, sondern holte selbst aus seinem Waidsack eine große Korbflasche voll feurigen Ungarweins herbei, schenkte die Gläser voll und munterte zum Trinken auf. Willbrand that fleißig Bescheid. Der edle Rebensaft schien leicht hinwegspülend jede Sorge von seinem Herzen, jedes schwere Bewußtseyn von seiner Seele zu heben; er ward mit jedem Glase munterer und fing an, allerlei Schwänke und lustige Jägerstücklein auf die Bahn zu bringen.

Der Fremde lenkte das Gespräch bald auf das Gebirge, an dessen Fuße Willbrands Wohnung stand, auf dessen wunderbare Beschaffenheit, und die Sagen, welche davon noch beim Volke umgingen. Hier wußte nun Willbrand gleichfalls vielerlei zu erzählen; der Andere hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Doch plötzlich stockte Jener in seiner Rede, schaute starr vor sich hin und ein finsterer Schatten zog über seine, von Wein und Gespräch freudig belebten Züge.

„Was ist Euch?“ rief der Gast: „Habt Ihr Furcht vor Euren eigenen Worten? Sprecht weiter.

Ich habe große Lust an solchen Dingen. Je grauser, desto besser!“

Er schenkte ihm bei diesen Worten das Glas wieder voll; Willbrand ergriff es hastig und leerte es auf einen Zug. „Nun ja,“ rief er — „Ihr habt wohl recht, ich bin ein Narr und fürchte mich vor meinen eigenen Worten. Es sind freilich nur Worte, es ist ein Gespräch beim Glase Wein, es ist hier im Zimmer, hier innen, daß wir sprechen. Draußen aber bei nächtlicher Weile, wenn Käuzlein, Wald und Bergstrom ihre heisern Stimmen mit drein geben, oder etwa gar am See dort drüben im Gebirge, wenn die dunklen Wellen so schaurig an das Ufer klatschen und die Felsen ringsum jedes leise Wort vielfach zurücksprechen, als wollten sie es der Wasserfei berichten, die drunten haus't in dem tiefen, schwarzen Wasserschlunde; da möcht' ich Euch freilich solch Gespräch nicht rathen, lieber Herr — glaubt mir, ich kann's Euch sagen — es ist etwas Entsetzliches um solche Reden, und leicht webt Ihr aus Euren eignen Worten Euch ein Netz um's Haupt, das Euch hinunterreißt zur Hölle!“

„Eben recht, daß Ihr des Bergsee's gedenkt!“ rief der Andre: Da laß ich Euch nicht los; denn dahin steht mein Sinn vor allem.“

Willbrand aber schien nicht auf ihn zu hören,

hatte die Arme auf den Tisch gestützt und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Da nahm Frau Gertrud das Wort und erzählte dem Gast, wie nicht gar weit von hier, doch tief im Gebirge, ein See gelegen sey, beinah' ringsum von mächtig hohen, schroffen Felsen umgeben, dem Anschein nach von ganz schwarzer Farbe, obwohl das Wasser hell und klar, und habe dessen Tiefe auch kein Mensch zu ergründen vermocht. Von diesem See nun gehe die Rede, daß darin eine Hexe oder Wasserfei ihr Wesen treibe, und, die Schätze hütend, die in dem Grunde liegen, wohl Manchen schon an sich gelockt, der dann verschwunden sey auf immer. Sie wolle die Wahrheit oder Unwahrheit davon anheim gestellt seyn lassen; doch sey so viel gewiß, daß oft bei stillem Wetter der See anfange zu brausen und zu wogen, man wisse nicht, woher noch warum, oft bei heiterem Himmel aus seinem Spiegel plötzlich dichte Wolken emporstiegen, aus welchen dann ein gräßliches Ungewitter mit Donner, Blitzen, Sturm und Hagel über die umliegenden Thäler losbreche, und möge solches Naturspiel vielleicht überhaupt den Grund zu jenem Mährlein gelegt haben.

„Ja, ja, erklärt nur immer alles fein natürlich!" sprach Willbrand mit dumpfer Stimme. „Das hast du von dem Pfaffen drüben gehört. Erklärt nur

immer zu, und nennt Lügen und Mährlein, was ihr nicht begreifen könnt! Hättet ihr, wie ich, um Mitternacht am See gestanden; hättet ihr's gemacht wie ich, drei Steinlein und drei Worte in das Wasser hinabzuschicken, und hättet gesehen, wie es anfing zu kochen und zu brausen, und die wundersamen Nebelbilder daraus empor ringelten, und wie die Wasserfei — hu! mich friert, gebt mir noch ein Glas von Eurem Weine! Ich sag' Euch, Herr, es ist kein Mährlein, ich habe das Wasserbild sehen sitzen mitten auf dem See, ich habe ihre Stimme gehört durch Sturm und Donner — noch gestern erst, gestern Nacht, Herr! — Wenn Euer Wein nicht mächtig wäre in mir, ich müßt' erstarren vor Grausen noch jetzt, da ich's Euch erzähle."

Er stürzte sein Glas aus und rückte vertraulich dem Fremden näher, der frisch einschenkte. Gertrud sah ängstlich auf ihren Mann, und dann ihre Tochter an. Elisabeth horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Schaut nun," begann Willbrand von neuem — „es soll vor Alters ein Herzog oder Fürst dieser Gegend gewesen seyn, dem sich die Wasserfei zu Liebe ergeben, und der mit ihr solchergestalt vertrauten Umgang gepflogen viele Jahre. Als er endlich schon greis und alt zu werden anfing, trug es sich zu, daß seine eignen Söhne, denen nach der

Herrschaft gelüstete, ihn mit Krieg überzogen, sein Heer schlugen in großer Feldschlacht, und, da er mit genauer Noth auf flücht'gem Roß entronnen, einen Preis setzten auf des Vaters Leben und ihn belagerten in seiner Burg. — Da nun der alte Fürst wohl merkte, daß auch die Wenigen, die noch bei ihm ausharrten, bald abfallen würden von ihm und ihn verrathen, belud er seine Diener und Sklaven in einer Nacht mit allen seinen Schätzen, vorgebend, daß er einen Vertrag geschlossen mit seinem jüngsten Sohne, und zog mit ihnen durch einen unterirdischen Gang, der sich in's Gebirge öffnete, in aller Stille aus der Burg, gerade nach dem schwarzen See. Und als die Diener alle auf sein Geheiß hinabgestiegen waren in das Felsenthal, fing das Wasser an sich zu erheben mit Macht, und trat wüthend über seine Ufer und verschlang die Diener allesammt, mit all' den Schätzen, die sie trugen. Der alte Fürst aber, da er solchergestalt seine Güter geborgen sah, sagte er dem Leben Valet, und stürzte sich von der Klippe, auf der er stand, gleichfalls hinab in den See, der Liebsten in die Arme, die ihm eine Ruhestatt bereitete in der dunkeln Tiefe. Da sitzt sie nun seit mehr als tausend Jahren, und hütet das Grab des Geliebten und seine Schätze. Wenn aber einer kommt, der sich los und ledig gemacht hat von allem, was sein Herz und seine Hand bin=

det auf Erden und sich ihrem Dienste ganz ergiebt, und zum Zeichen dessen einen goldenen Fingerreif, den ihm der Priester vor'm Altare an die Hand gesteckt, um Mitternacht hinabwirft in den See, so wird sie demselben hinwiederum zu Willen seyn, in Allem, was er begehrt und ihm freie Macht geben, zu schalten über alle ihre Schätze."

Der Fremde, welcher der Erzählung Willbrands mit der größten Spannung und merklicher Unruhe zugehört hatte, sprang jetzt auf, seine Augen flammten: „Um Mitternacht?" rief er: „Wie weit ist es von hier nach dem See?"

„Zwei Stunden etwa," entgegnete Willbrand — „wenn Ihr gut zu Fuße seyd."

„Nun wohl," fuhr Jener fort — „so bitt' ich Euch, beschreibt mir ein wenig den Weg, den ich von hier zu nehmen habe."

Willbrand starrte bestürzt und erschrocken an ihm hinauf. Gertrud schlug die Hände zusammen und rief: „Wie? Ihr wollt doch nicht? — Ihr wollt doch jetzo nicht, — zu dieser Stunde?"

„Wohl will ich es," sprach der Fremde — „und jetzt zu dieser Stunde. Jetzt bin ich gerade wohl gelaunt zu solchem Abenteuer. Beschreibt mir schnell den Weg! Ich muß die Wasserjungfer kennen lernen."

Willbrand sprang gleichfalls empor und rief, indem er den Fremden beim Arm erfaßte: „Ich rath'

Euch Gutes, Herr! Laßt ab davon! Ihr werdet und sollt es nimmermehr vollbringen. Die Schätze dort drüben warten nicht auf Euch.“

Der Fremde sah ihn an, und lachte voll Ingrimm. „Gebt Euch nur keine Mühe!“ sprach er: „mein Wille ist in guter Schmiede gemacht. Ich will und muß hinüber und noch heut. Mögt Ihr mir den Weg nicht zeigen, nun so find' ich ihn wohl allein. Gehabt Euch wohl!“

Er griff bei diesen Worten nach seiner Jagdtasche und seinem Gewehr, und wandte sich zum Abschied. Willbrand aber sprang nach der Thür, sich ihm in den Weg stellend; sein Gesicht glühte von Wein und Zorn, seine Augen rollten fürchterlich, seine Lippen bebten. „Halt!“ schrie er ihm zu: „nicht von der Stelle! Ich lasse Euch nicht.“ — Der Andere blieb ruhig vor ihm stehen, und schaute ihn eine Weile an. „Du Thor!“ begann er endlich: „was begehrst du denn? Du kannst den Schatz ja doch nicht heben. Dir sind ja Herz und Hand gebunden; du hast Weib und Kind!“

Willbrand schlug die Augen zur Erde und sprach dumpf: „das ist nicht deine Sorge. Kein Knoten ist zu fest, er kann gelös't oder — zerschnitten werden. Wer mag das wissen! Weiß doch kein Morgen, was der Abend im Schilde führt. Die Wasserfei ist meine Braut, und ich duld' es nicht, daß du ihrer begehrst!“

Da ergriff ihn der Fremde plötzlich mit gewaltigem Arm, schleuderte ihn weit hinweg von der Thüre, und schritt gelassen hinaus. Willbrand stand einen Augenblick ohne Regung, dann stürzte er wüthend nach der Wand, wo das Jagdzeug hing, riß eine Büchse herab und wollte Jenem folgen. Doch lautschreiend warfen Gertrud und Elisabeth sich ihm in den Weg, und hielten ihn mit Gewalt zurück. „Laßt mich los!“ schrie er — „ich muß ihm nach! Es geht um sein oder mein Leben.“ Man vernahm draußen die Stimme des Fremden, der dem Jägerburschen befahl, das Thor zu öffnen. „Laßt mich los!“ schrie Willbrand noch ein Mal, oder es geht zuerst an euer Leben! Ihr seyd es ja ohnedieß, die zwischen mir und meinem Glücke stehen. Ihr müßt doch fort!“ — Da ließ Gertrud ihre Arme sinken, wandte sich ab und verhüllte ihr Gesicht; Elisabeth aber warf sich vor ihrem Vater nieder, und umstrickte weinend seine Kniee nur noch fester.

„Willbrand! Willbrand!“ rief Gertrud im höchsten Schmerz: „So weit ist es mit dir gekommen! Hab' ich das um dich verdient?“

Sein Blick senkte sich nieder auf das in Thränen schwimmende Gesicht seiner Tochter, die flehend zu ihm emporschaute. Er machte sich sanft von ihr los, hob sie empor und setzte sie auf einen Stuhl, der in der Nähe stand. Keines sprach ein Wort.

Es war eine bange Stille. Endlich begann Willbrand leise, wie zu sich selbst sprechend: „Wo denn? wo denn? So zeig' mir doch, wohin? Wo ist denn ein Ausweg?“ Und nach einer Weile sich zu seiner Frau wendend: „Schafft Geld!“ fuhr er fort — „schafft Geld! Sonst sind wir allesammt verloren!“

Die Försterin ging schnell nach einem Wandschrank, holte daraus ein saubres Kästchen hervor, stellte es auf den Tisch und schloß es auf. „Das war für die höchste Noth aufgespart;“ sprach sie weinend — „ich dacht' es nie zu brauchen; nimm und verkauf'! Ich will nicht weiter fragen.“

Willbrand warf einen trüben Blick auf den silbernen Becher und die gehenkelten, goldenen und silbernen Schaustücke, die in dem Kästchen lagen. Elisabeth zog ihren Ring vom Finger und legte ihn schweigend oben drauf. „Ach wenn das nur helfen könnte!“ seufzte Willbrand. „Doch“ — rief er plötzlich aus und sprang empor — „wenn ich noch ein Mal — nur ein Mal noch — wer weiß — das Glück hat Launen. Ja, noch ein Mal will ich es versuchen. Zum letzten Mal! Betet nur fleißig! Ich komme bald wieder.“

Er raffte mit diesen Worten alles zusammen und steckte es zu sich; den Ring aber, welchen Elisabeth dazu gelegt hatte, schob er zurück. „Wo willst du

hin, Willbrand?“ rief Gertrud. „Nach der Stadt!“ entgegnete er. „Es ist der letzte Gang, den ich mit dem Glück mache. Betet, betet für mich und für Euch! Ich komme bald wieder.“

Er ging mit schnellen Schritten zur Thür hinaus. Die Zurückbleibenden sahen ihm schweigend nach; dann sank Gertrud auf ihre Kniee und hob in inbrünstigem Gebet Augen und Hände zum Himmel auf; Elisabeth kniete gleichfalls nieder und betete. Und als sie geendet, legte die Tochter schweigend das Haupt an ihrer Mutter Brust, und beide weinten mit einander.

2.

Der Himmel erglühte in Westen; die Berge warfen lange Schatten vor sich hin. Elisabeth saß einsam auf einem waldigen Hügel seitwärts von der Försterei, und schaute hinaus in das weite Thal am Fuß des Gebirges, welches der Abend mit seinen reinsten Lichtern schmückte.

Willbrand war seit mehrern Tagen abwesend und hatte nichts von sich hören lassen. Ihr Herz war voll Sorge und trüber Ahnung.

Die Bergschatten streckten sich immer länger; immer röther erglühten die Gipfel. Aus den nächsten Dörfern schwebte der friedliche Schall der Abendglocke zu ihr herauf; und wie der laue Wind aus Westen, der leise flisternd an ihr vorüber strich, zog eine stille Wehmuth durch ihre Brust; in das bange Gefühl der Gegenwart mischte sich die Erinnerung heiterer Vergangenheit; im frischen Morgenglanze lag ihre Kindheit vor ihr; ihr früh gestorbener, geliebter Bruder, und Leuthold, ihr Gespiele, winkten ihr liebreich zu, und da sie an diesen dachte, stellte sich, sie selbst überraschend, das Bild des fremden Jägers dazu, der ihr den Ring gebracht. Aber sie standen alle in weiter, weiter Ferne, sie konnte die freundlich dargebotenen Hände nicht fassen, und indem ihr Blick sich schmerzlich auf ihr jetziges Leben zurückwendete, kam sie sich unbeschreiblich einsam und verlassen vor.

Jenseit der Schlucht, in welcher die Försterwohnung lag, fiel ihr eben auf dem hohen Gebirge eine Stelle in's Auge, die sich durch zwei, hoch von Steinen aufgethürmte Hügel, weithin auszeichnete. Hier sollte, nach der Sage, eine Mutter mit ihrer Tochter gestorben seyn, die beide, durch ein Ungewitter im Gebirge von einander getrennt, nach dreitägigem Umherirren sich endlich auf dieser Stelle wiederfanden, im Augenblick ihres Zusammentreffens

aber vom Tode überrascht wurden. Die Hinterbliebenen häuften die Gedächtnißhügel von den umherliegenden Steinen auf, und noch jetzt ging Niemand dort vorüber, ohne einen Stein dazu zu legen.

Ein Lied auf diese Begebenheit, welches Elisabeth in früheren Tagen oft gesungen, regte seine wehmüthigen Klänge in ihrem Innern auf; sie erschien sich selbst, wie das verlassene Mädchen, und leise hob sie an zu singen:

Mutter hat ihr Kind gelassen
In den Bergen, weit vom Haus.
Will der Tag doch schon erblassen,
Und der Sturmwind macht sich aus!
Mutter, wer wird bei ihm seyn,
Bricht die wilde Nacht herein?

Horch, wie heult es in den Lüften!
Sieh, zum Strom wird jeder Bach!
Bergesstimm' aus Wald und Klüften
Wird mit tausend Schrecken wach.
Mutter, Mutter, saus't der Wind,
Hörst du nicht dein armes Kind?

Ach, voll Angst und bittrer Schmerzen
Sucht's die Mutter überall,

Sucht und irrt, den Tod im Herzen,
Irrt wohl über Berg und Thal,
Wohl drei Tage hin und her,
Ach, und findet's nimmermehr!

Doch als sich der dritte neiget,
Mutter, schau, an Berges Höh',
Schau, was hoch sich dorten zeiget,
Weiß, wie frisch gefallner Schnee!
Mutter, dort im Abendschein
Leuchtend steht dein Töchterlein!

Wiederfinden, Himmelsfreude!
Trennung, allzubittre Pein!
Vater, Vater, laß uns Beide
Nimmermehr getrennet seyn!
Und Gott hört sie: sonder Schmerz
Bricht die Freude Beider Herz.

Pilger, schau, im Abendstrahle,
Leuchtend wie der frische Schnee,
Ragen hoch die Todes-Male
An des dunkeln Berges Höh'.
Führt vorüber dich dein Lauf,
Leg' auch einen Stein darauf.

Sie konnte das Lied nicht ohne Thränen endigen; in schmerzlicher Sehnsucht breitete sie ihre Arme aus

in die Luft, und gern hätte sie auch in diesem Augenblick ihre geliebte Mutter umfassen und mit ihr sterben mögen.

Da rauschte es in den Gebüschen, und als sie sich wandte, sah sie die hohe Gestalt des fremden Jägers vor sich stehen. Erschrocken sprang sie auf. „Elisabeth!“ sprach der Fremde sanft und trat ihr näher: Sie wollte fliehen. „Elisabeth!“ sprach er noch ein Mal und noch sanfter. Sie sah ihn an. Es waren nicht mehr die finstern, strengen Züge, die sie gestern mit heimlicher Scheu vor ihm erfüllt hatten; die dunkeln Augen blickten so mild; sein ganzes Antlitz war nur eine still bescheidene Bitte. Sie stand und fühlte ihr Herz in heftiger Bewegung schlagen.

„Warum wollt Ihr mich fliehen?“ begann er. „Schon seit zwei Tagen treibt mich die Hoffnung, Euch zu sehen, ohne Rast um Eure Wohnung her. Ihr habt mich an Euch gebannt, Elisabeth, und mögt nun zusehen, wie Ihr meiner wieder ledig werdet.“

Elisabeth schlug erröthend die Augen nieder und sprach mit leiser Stimme: „Wißt Ihr nichts von meinem Vater?“ Der Fremde schüttelte verneinend den Kopf. — „War't Ihr am schwarzen See?“ fuhr sie fort. — Er sah sie lange schweigend an, dann faßte er ihre Hand und rief: „Könnt Ihr

mir vergeben, daß ich ein Thor war? Wer, der Euch gesehen hat, darf sich vermessen, daß er freien Herzens sey? — Ja, ich war am schwarzen See, noch in derselben Nacht, da ich bei Euch gewesen; ich hatte schon drei Steine hinabgeworfen und die Wasserfei gerufen; das Wasser fing an zu brausen und zu kochen, und schon hatte ich diesen Fingerreif in der Hand, um ihn hinabzuwerfen und mich ihr zum ewigen Dienst zu weihen; da in dem Augenblick zerriß die Binde des Wahnsinns um meine Stirn; es war, als ob eine unsichtbare Hand mich bei den Haaren zurückzöge von dem steilen Ufer, und als ich in die Höhe schaute, sah ich Euer Bild mitten in den grauen Nebeln, die aus dem See stiegen; ja, Ihr war't es leibhaftig und schwebtet über dem höllischen Spuk, wie mein schützender Engel. — Und da fühlte ich es klar und deutlich, wie mein Herz ja schon seit dem Augenblick, da ich Euch gesehen, nicht mehr frei gewesen, und fühlte es mit Entzücken und mit Schmerz, wie die Liebe, die so lange schon heimlich darin gewohnt, jetzo siegend und triumphirend ihren Einzug hielt, und alles Irdische und Unheilige hinaustrieb aus ihrer Wohnung. So ließ ich mich denn auch nicht irren durch alle Gaukelei um mich her, und hörte nicht, was die heisern Stimmen aus den Klüften und Felsenrissen flisterten und krächzten, sondern rief:

„Weiche von mir, du Macht der Hölle! Nicht dir hab' ich mich ergeben, sondern dem Himmel; du hast fürder keinen Theil an mir!“ — Und so eilte ich rasch, ohne mich weiter umzusehen, den Berg hinab. Ein gräuliches Ungewitter tobte hinter mir her; links und rechts krachten die Fichtenstämme neben mir nieder; zornig aus ihren Ufern tretend, warfen sich die Gebirgswasser in meinen Weg; aber die Gedanken an Euch gaben mir übermenschliche Kräfte, denn Gottes Hand war sichtlich über mir; so kam ich durch.“

Während er so sprach, stand Elisabeth in großer Bangigkeit und Verwirrung; sie wagte es weder ihn anzusehen, noch ihre Hand aus seiner zu ziehen, und als er jetzt schwieg, war sie keines Wortes mächtig.

„Ja, Gottes Hand war über mir;“ fuhr er fort, — „er wollte sein Werk nicht unvollendet lassen. Ihn erbarmte meines irren Lebens und der Gefahr meiner Seele — denn ach! Elisabeth, ich stand an einem Abgrunde, der fürchterlicher ist, als jener schwarze See — und siehe! er sandte mir in der Liebe zu Euch sichtbar seinen rettenden Engel.“ —

„Stoßt diese Liebe nicht von Euch! Alle meine Hoffnung diesseits und jenseits hängt an Eurem Worte. — Schon bei meinem ersten Besuche bei Eurem Vater sah ich Euch, ohne daß Ihr mich

sah't; die Reinheit Eurer Seele, die Hoheit Eures Geistes entging mir nicht — denn wie in einem aufgeschlagenen Buche lieset mein Blick in der Menschen Brust — und sie trafen mich wunderbar. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Ahnung, daß mein bisheriger Weg nicht der rechte sey; daß ich nur mit Euch verbunden das Höchste erringen könne, was das Leben bietet. Noch ein Mal zwar, in jener Nacht bei Eurem Vater, siegte das Böse über mich, allein zum letzten Male. Hier auf dieser Stelle entsage ich von nun an dem finstern Treiben, das mein Gemüth bis jetzt erfüllte, und weihe mich dem Himmel und dir!“

Seine Stimme war laut und stark geworden bei den letzten Worten.

Elisabeth hob den Blick auf ihn, doch vor dem Strahl der Liebe, der siegend und gewaltig aus seinen Augen brach, senkte sie ihn schnell wieder, und indem sie bebend ihre Hand der seinigen entzog, fiel er auf den Ring, den sie am Finger trug. Da stand plötzlich das Bild Leuthold's, des trauten Jugendgespielen, vor ihr, streckte die Hände flehend nach ihr aus und schaute sie aus den blauen Augen so wehmüthig an. Schnell hielt sie die Hand mit dem Ringe dem Fremden entgegen und rief: Seyd Ihr Leuthold's Freund?“

Er verstummte einen Augenblick; sein Gesicht verdüsterte sich. „Wohl, ich merke,“ sprach er endlich mit Bitterkeit, — „was Ihr mit dieser Frage wollt. Ja, ich bin sein Freund! er hat sein Leben für mich gewagt, und ich bin jeden Augenblick bereit, es wieder für ihn auf's Spiel zu setzen, doch Euch entsagen, das werde ich nie! Nur Euer Wort entscheidet mein Loos, meines Lebens Glück, meiner Seele Heil. Er liebt Euch; wohl! ich auch. Kein früheres Versprechen bindet Euch an ihn; ich weiß es; Ihr seyd frei. Selbst dieser Ring spricht nicht für ihn, er spricht für mich, Elisabeth; denn mein Ring ist es, den Ihr tragt.

„Nicht von Leuthold?“ stammelte Elisabeth.

„Nein, nicht von ihm!“ rief er mit starker Stimme, — „das war nur ein Vorwand, Elisabeth, den du meiner Liebe vergeben magst. Von mir hast du den Ring! Mit ihm hab' ich dich zu meiner Braut geweiht, du Herrlichste deines Geschlechts, und mir gehörst du an. Drei Tage und drei Nächte hast du ihn getragen; die geheime Kraft der Zeichen, die du auf ihm eingegraben siehst, hat still ihr unsichtbares Netz um dich gewoben; du kannst nicht mehr entfliehen. Du bist mein! du mußt mein seyn! und Fluch und Verderben Jedem, der mir dich entreißen wollte!“

Elisabeth sah zitternd zu ihm empor; seine Wangen, vom letzten Abendstrahl noch höher geröthet, brannten in dunkler Glut, seine Augen standen wildlodernd darüber, wie zwei Unglück verkündende Sterne. Sie erbebte im Innersten ihres Wesens; und da er in diesem Augenblick auf sie zuschreitend, sie mit seinem Arm umschlingen wollte, entriß sie sich ihm mit Macht, und eilte in rascher Flucht den Berg hinab. — Sie hörte seine flehende Stimme hinter sich, sie vernahm seine Fußtritte, die ihr folgten; doch des Weges besser kundig und begünstigt von der einfallenden Dämmerung, gewann sie den Vorsprung, und erreichte das Haus, wo sie bleich und athemlos zu den Füßen ihrer Mutter sank.

3.

Es war am Abend des folgenden Tages spät, da saßen Mutter und Tochter noch bei einander im stillen Gemach und harrten, wiederum vergeblich wie es schien, auf Willbrands Rückkehr. Das Gespräch, welches die ängstliche Erwartung, die ihnen die Brust zusammenpreßte, schon längst nicht recht hatte aufkommen lassen, war jetzt gänzlich verstummt; man hörte die Kerze knistern, die auf dem Tisch stand; der Perpendickel der Wanduhr rechnete ihnen mit seiner heisern Stimme leise und

bedächtig die Augenblicke vor, die nicht mehr wiederkamen.

„Wieder nicht!“ seufzte endlich Frau Gertrud, als die Uhr elf schlug. „Und auch Georg kehrt nicht zurück und bringt eine Nachricht!“

Elisabeth erschrack vor der Stimme ihrer Mutter. Sie fuhr empor, schlug das Buch zu, welches vor ihr lag, und schaute mit verstörten Blicken umher. Seit dem gestrigen Gespräch mit dem Fremden, war aller Friede von ihr gewichen; sie fühlte sich in ihrem Innern höchst verworren und zerrissen; nicht ohne Scheu und heimliches Grauen konnte sie des Fremden gedenken, und dennoch wollte sein Bild nicht aus ihrer Seele. Noch immer stand im rothen Abendscheine die hohe Gestalt vor ihr, als fühlte sie noch die dunkle Glut seiner Augen in ihrem Herzen brennen; noch immer hörte sie seine Stimme, die ihr so flehend nachrief, und zu gleicher Zeit sah sie Leuthold's Bild in der Ferne, das bittend seine Arme nach ihr ausstreckte. Mit Gewalt wollte sie sich abwenden von Jenem, aber es gelang ihr nicht. Vergebens flüchtete sie zu ihrem Gebetbuche, in dem sie so oft Trost gefunden; dies Mal vermochte sie die wildschweifenden Gedanken nicht zu sammeln, keine wahre Andacht erquickte ihr Gemüth, keine Ruhe kam in ihre Brust, und mit Entsetzen mußte sie sich des unsichtbaren Netzes erinnern, dessen

der Fremde gedacht, von des Ringes geheimen Kräften um sie her gewoben, aus welchem kein Entrinnen sey.

„Er kommt wieder nicht, Elisabeth!“ wiederholte Gertrud, als die Uhr von neuem eine verflossene Viertelstunde anzeigte.

„Ach!“ rief Elisabeth hastig, — „wär' er doch nie gekommen!“

Gertrud sah sie verwundert an, und schüttelte den Kopf: „Von wem sprichst du, mein Kind? Noch immer sind deine Gedanken bei ihm? Ich meinte deinen Vater.“

Elisabeth schlug die Augen nieder. „Nun ja,“ hob sie nach einer Weile an, — „wer weiß — mir graut vor seiner Rückkehr nicht minder. Es drückt mich eine böse Ahnung. Möge Gott sich erbarmen, daß sie uns nicht ausgeht!“

Beide schwiegen wieder. Eine Eule hatte sich unterdessen vor dem Fenster auf die Gartenmauer gesetzt und krächzte eine gar traurige Weise. Gertrud sah ihre Tochter an; diese aber schien nichts zu hören. Sie hatte die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie mit sich selber spräche, auf ihren Wangen wechselte Glu und Blässe, so daß Gertrud endlich aufstand, und sie besorgt bei der Hand fassend, sich neben sie setzt. Sie bemerkte es nicht.

Nach einer Weile fing sie leise und hastig an zu sprechen: „Das Wasser kommt — es kommt immer näher! Siehst du die Wasserwand? Sie wälzt sich in die Schlucht herunter. Nimm das blanke Schwert weg! Wirf es hinaus ins Wasser! Mir graut davor. Das gilt dir, Mutter! — Weh! da stürzt die Wasserwand herein — alles im See, rettet Euch!“

Sie sprang in die Höh' und wollte ihre Mutter mit sich fortziehen. „Elisabeth! mein Kind!“ rief diese ängstlich, — „was hast du vor? besinne dich! du bist bei mir, du bist bei deiner Mutter!“ Da wandte sie sich, sah ihre Mutter an und legte die Hand an die Stirn: „Wo bin ich denn?“ sprach sie verwundert: „Ich habe wohl geschlafen, und mir hat geträumt? Das war ein seltsamer Traum, Mutter; das waren wunderliche Bilder. Fühle, wie mir das Herz klopft!“

Indem trat Heinrich, der Jägerbursche, herein. Er brachte die Schlüssel des äußern Hofthores. Es muß heut'“ hob er an, — „wieder einmal etwas gar besonderes los seyn im Gebirge. Ich habe dem Wesen wohl schon ein Stunde zugehört. Das ist ein Sausen und Heulen und Krachen da oben, daß einem ganz unheimlich wird draußen in der pechfinstern Nacht. Dabei ist es so still, so bang' hier unten, kein Lüftchen regt sich; und doch rauscht es dann und wann heftig durch die Blätter, recht als

ob die alten Bäume selber sich schüttelten vor heimlichem Grauen.“

Gertrud faltete ängstlich die Hände und sprach: „Das bedeutet sicherlich wieder ein schweres Ungewitter. Wenn es ihn nur nicht unterwegs trifft!“

Sie hatte kaum ausgesprochen, als ein starkes Pochen an der äußern Thür sich vernehmen ließ. „Das ist er!“ rief sie: „Ich kenne es am Klopfen.“

Heinrich eilte hinaus. Gertrud wankte nach dem Fenster. Sie vernahm ihres Mannes Stimme, der mit dem Burschen sprach. Der letztere kehrte nach dem Hause zurück, warf Büchse und Jagdtasche über, und verließ dann eilig den Hof. Willbrand verschloß und verriegelte die Thür hinter ihm.

Gertrud zitterte so heftig, daß sie sich setzen mußte. Elisabeth stellte sich neben sie und faßte ihre Hand. Die Thür flog weit auf; Willbrand trat auf die Schwelle, Haar und Kleider in wilder Unordnung, alle seine Züge verzerrt und entstellt; aus zwei Schrammen an Stirn und Backe floß das Blut, ohne daß er es zu merken schien, über sein Gesicht herab, und vollendete das Gräßliche seiner Erscheinung. Gertrud bedeckte laut jammernd ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nun, Weib!“ begann Willbrand mit dumpfer, heiserer Stimme, doch ohne die Augen zu erheben, — „was erschrickst du? was heulst du, Weib? Ich

kann das Jammern und Heulen nicht leiden. Schweig still! 's könnt's einer hören; das gäb' Verdacht.“ Er trat in die Stube und warf die Thüre zu. Seine Schritte waren unsicher und schwankend. Er lehnte sein Gewehr in die Ecke; den Hirschfänger behielt er an der Seite.

„Ich kann's nicht leiden!“ hob er von neuem an, auf und abschreitend. „Ich will ihm ein Ende machen. Ich kann die trübseligen Gesichter nicht leiden. Fort, fort damit! Lustig muß es hergehen. Beim Teufel, lustig will ich seyn! Ich will's. Wer hat etwas dawider? Wer? — Ich hab' es neunzehn Jahr ertragen; nun ist's aus. Ich will um euretwillen nicht am Galgen sterben.“ — Er warf sich in den Lehnstuhl und stützte die Stirn in die Hand.

Nach einer Weile fuhr er voll Ingrimm fort: „Ja, wär' der Amtmannssohn dein Mann geworden, was gilt's, der hätte freundlichere Gesichter gesehen! Den liebte sie; mich nahm sie nur, weil's der Vater wollte; vielleicht wohl aus Barmherzigkeit. Sie hat ihn aber nicht vergessen. Ich weiß es wohl. Ich habe die Barmherzigkeit oft fühlen müssen. Weh dir, daß du mich jetzt daran erinnerst, Weib! Ich hab' es neunzehn Jahre ertragen, heute geht's zu Ende! Heut' ist's dein Tod.“

Er sprang empor und näherte sich dem Tische, neben welchem Gertrud saß. Sie schrie auf und sprang gleichfalls von ihrem Stuhle. Elisabeth trat schützend vor sie. Willbrand aber stand plötzlich und betrachtete seine rechte Hand, die voll Blut geworden war; dann trat er zu dem Tische und fuhr langsam mit den Fingern darüber hin, so daß vier blutige Streifen darauf zu sehen waren.

„Schau her!“ rief er, — „da steht's geschrieben. Vier Buchstaben — ganz recht. Vier blutige Buchstaben. Kannst du lesen? So stehn sie im Himmel geschrieben, oder in der Hölle — weiß nicht! Doch keines Menschen Hand löscht sie aus. Ich muß. Es steht geschrieben. — Und wer ist denn Schuld daran? Waren es denn nicht eben die trübseligen Gesichter, oh! und die versteckte Barmherzigkeit, die mich aus dem Hause trieben? Ohne sie hätt' ich nicht getrunken, ohne sie hätt' ich nicht gespielt, ohne sie wär' ich nicht zum Diebe geworden. Hei, lustig, lustig, nun geht's immer weiter! Merk' wohl auf, ich will dir was erzählen. Die funfzehnhundert Thaler, die ich dem Grafen bringen sollte für das Holz — merk' auf! — die sind verspielt, verloren — ich mußt' am Galgen sterben, ohne Gnade; wer sollte mich retten? — Nun schau, da hab' ich mich der Wasserfei verlobt im schwarzen See, deinen Ring hab' ich ihr hinuntergeworfen, sie wird mich

retten von der Schmach, aber du — du mußt — nun, könnt Ihr noch nicht lesen? Da steht's geschrieben, um welchen Preis — Blut! Blut! Mord! Mord! Vier Buchstaben! les't! Es ist Euer Urtheil: Ihr müß't sterben."

Seine Stimme war laut und gräßlich geworden bei den letzten Worten, seine Augen rollten — er riß den Hirschfänger aus der Scheide, sprang nach der Thür und schloß zu. Gertrud fiel auf ihre Kniee und streckte flehend die Arme nach ihm aus. „Willbrand! Willbrand!" schrie sie bebend mit erstickter Stimme, — „was willst du thun?"

Indem erhob sich draußen ein furchtbares Toben. Der Sturm rasete durch den Wald, der Donner krachte, und zwischendurch brach ein entsetzliches Rauschen vom Gebirge her, das mit jedem Augenblicke näher kam. Willbrand stand horchend. „Sie ist's, sie kommt!" rief er: „Die Wasserfluth begräbt die That, und wäscht das Blut ab von meinen Händen." — Ein Windstoß schlug an das Fenster und warf einen Flügel auf. Der Sturm heulte durch die Oeffnung. Zu gleicher Zeit wurde ein dunkler Körper hereingetrieben und fiel mitten in der Stube nieder. Gertrud sank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden. — „Heisa!" schrie Willbrand, — „nun kommt die Musik, nun kommen die Gäste, nun geht's zum Tanz!" —

Es war eine große Eule, die der rasende Sturm hereingeworfen hatte. Sie erhob sich zischend und klappend, und umkreis'te, einen Ausweg suchend, mit schwerem Fluge Willbrands Haupt.

„Heult nur und zischt nur!“ fuhr dieser fort, — „so geht's lustig! Heisa! Die ganze Welt fängt an sich zu drehen. So ist's recht. Nun wird der Muth auch kommen in die feigen Glieder. Frisch, mein Jäger! Hast du nicht Blut genug vergossen in deinem Leben? Blut ist Blut! Nichts weiter. Frisch, nur zu! Es wird mir dunkel vor den Augen — Nur zu! Spielt wacker auf! Nun gilt's!“ — Er schritt taumelnd mit dem geschwungenen Eisen auf Gertruden zu. — Elisabeth, die bisher nur mit ihrer Mutter beschäftigt gewesen war, sprang jetzt in die Höh', erfaßte schnell ein kleines Krucifix, welches auf dem Kaminsims stand, und trat ihrem Vater entschlossen in den Weg. „Halt ein!“ rief sie mit starker Stimme, ihm das Krucifix entgegen streckend, — „halt ein, im Namen des Gekreuzigten, im Namen deines Heilandes, halt ein!“ — Willbrand starrte sie an.

„Hast du den Muth,“ fuhr sie fort, — „im Angesichte deines Erlösers — willst du sein Blut, das er für dich vergossen, ihm mit dem unschuldigen Blute der deinen vergelten? Weiche von ihm, verfluchte Macht der Hölle! dein Sieger ist über dich

kommen! in seinem Namen verfluch' ich dich! in seinem Namen gebiet' ich dir: laß ab von diesem, den du bestrickt! gieb ihn frei aus deinen Banden! Und wenn ein blutig Opfer seyn muß, um ihn zu retten: hier ist's, ich bin's, nimm mich!" — Sie fiel auf ihre Kniee. — — „Hier bin ich, Vater! rette dich! nimm mich — und laß die Mutter leben! Stoß zu! Von deinen Händen schmerzt der Tod mich nicht."

Diese letzten Worte vernahm Gertrud, indem sie, wieder zu sich kommend, die Augen eben aufschlug; sie sah ihre Tochter zu Willbrands Füßen liegen, sie sah diesen, wie er, in seiner letzten Bewegung erstarrt, noch immer mit dem geschwungenen Eisen vor ihr stand, als wolle er eben den Todesstreich vollführen; in entsetzlicher Angst raffte sie sich schnell empor und schrie, neben Elisabeth auf die Kniee stürzend und ihre Brust entblößend: „Hieher, hieher, du Mörder, in diese Brust! Mein Kind sollst du nicht haben. Mich willst du ja nur. Hieher! Ich will ja gern sterben für mein Kind." — Als nun aber Willbrand Mutter und Tochter also vor sich liegen sah, Jedes bereit für das Andere freudig in den Tod zu gehen, da lösete der Anblick solcher Liebe plötzlich den feindseligen Wahnsinn, der ihn umstrickt hielt; die Erinnerung überkam ihn, wie er ja einst der Dritte in diesem Liebesbunde gewesen;

das starre Herz brach in unsaglicher Wehmuth; aus seiner Hand glitt das Schwert; er stürzte hinzu, hob mit starken Armen Beide zugleich vom Boden empor und wollte voll heißer Sehnsucht sie an seine Brust ziehen. Doch indem seine Augen den ihrigen begegneten, überfiel ihn wieder das entsetzliche Bewußtseyn seiner Schuld; die sonst so geliebten und vertrauten Züge kamen ihm fremd, ja furchtbar vor, er konnte ihren Anblick nicht ertragen. „Nein, nein!“ rief er schmerzlich, — „ich gehöre nicht mehr zu Euch!“ und sank zu ihren Füßen nieder und umschlang laut schluchzend ihre Kniee.

In diesem Augenblicke rasete das Ungewitter, das eine kurze Zeit geschwiegen, von neuem mit verdoppelter, alles vor sich niederwerfender Wuth heran; in wilden Strömen prasselte der Regen herab, ohne Unterbrechung reihten sich die Blitze an einander; es war, als ob der Himmel, sich in Feuer und Wasser lösend, auf die zitternde Erde niederstürzen wollte; gräßlich heulte der Sturm, das ganze Haus schien zu wanken, die Balken krachten, die Thüren sprangen auf und das furchtbare Rauschen, das sich schon früher hören ließ, schien jetzt ganz nahe, draußen vor den Fenstern. — „Das ist die Wasserwand!“ rief Elisabeth. „Sie kommt, sie stürzt herein!“ — Sie sprang nach dem Fenster. Da eben brach vor der heranwogenden Fluth die

äußere Hofmauer zusammen; im Licht der Blitze sah sie die weißschäumenden Häupter der Wogen, die sich auf das Haus zuwälzten. „Fort, fort!“ schrie sie, — „hinauf!“ faßte des Vaters und der Mutter Hand und zog sie mit sich zur Thür hinaus. Das Wasser folgte ihnen auf dem Fuße; sprudelnd und wirbelnd kam es auch von der andern Seite ihnen schon entgegen; kaum vermochten sie die Treppe zu erreichen, die nach dem obern Stockwerck führte.

Allein auch hier war nicht lange Sicherheit für sie; die Fluth stieg mit entsetzlicher Schnelligkeit. Schon hörten sie das Wasser wieder dicht unter den Fenstern rauschen. Elisabeth trieb zur letzten Zuflucht unter dem Dache. „Was hilft es!“ rief Willbrand, — „es folgt uns auch dorthin. Sie läßt sich ihre Beute nicht entgehen.“ — Elisabeth aber zog ihn mit Gewalt die Treppe hinauf; die Mutter folgte.

Der Sturm schien sich zu legen, das Gewitter rollte in die Ebene hinab; doch das Wasser stieg noch immer. Sie hörten, wie es unter ihnen ein Fenster nach dem andern eindrückte.

Willbrand lief verzweifelnd hin und her, und schlug mit der Faust an Brust und Stirn. „So

müssen sie dennoch sterben um meinetwillen!“ rief er. — Gertrud rang die Hände angstvoll zum Himmel empor. Elisabeth schaute bald hier bald da durch die Dachluken und tröstete dazwischen, das Haus sey fest und stark gebaut und könne wohl noch lange widerstehen; der Tag müsse bald anbrechen, und dann sey ihnen Hülfe gewiß.

Wirklich dämmerte bald darauf im Osten ein heller Streif am Rande des Himmels auf. Elisabeth zeigte ihn freudig ihrer Mutter, und schaute nun aufmerksam über die wogende und wirbelnde Fläche nach den immer lichter hervortretenden nahen Bergen hin, ob sich die Rettung noch nicht zeigen wolle.

Zu derselben Stunde aber standen dort hinter jenen Bergen, nach welchen Elisabeth hoffend und vertrauend ihre Blicke sendete, zwei Männer auf Tod und Leben einander gegenüber. Die Waldschlucht ertönte von den Streichen ihrer Schwerter; je klarer der steigende Tag jedem die Gesichtszüge seines Gegners zeichnete, desto wüthender entbrannte der Kampf. Und dennoch, als in diesem Augenblick Heinrich, der Jäger, von dem Geräusch herbeigeführt, durch das Dickich drang und ihnen zurief: „Haltet ein, wer Ihr auch seyd! Jetzt gilt's nicht

Todtschlagen, sondern vom Tode retten. Das Thal dort drüben ist zum See geworden; der Förster mit den Seinen muß elendiglich verderben, wenn ihm nicht schleunig Hülfe wird!« — da riefen Beide, wie aus einem Munde: „Elisabeth!« warfen beide zugleich, den Kampf aufgebend, das Schwert in die Scheide, sprangen nach den seitwärts angebundenen Rossen und jagten, ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Berg hinauf, über welchen die Straße nach der Försterwohnung lief.

Jetzt hatten sie den Rücken des Berges erreicht; sie hörten das furchtbare Rauschen der Wasserfluth, die der Wald noch ihrem Blick verbarg; es trieb sie zu verdoppelter Hast. — Und jetzt sprengten sie aus dem Walde, und vor ihnen lag die schäumende, wild bewegte Fläche und von dem drohenden Tode rings umgeben, ragte die Försterei nur mit dem Giebel noch daraus hervor. Schnaubend standen die Rosse; zur Rechten und zur Linken flogen die Blicke der Reiter, nach einem Zugang spähend; da zeigte sich an einem Dachfenster der Försterei eine weibliche Gestalt und streckte die weißen Arme ihnen entgegen, und: „Elisabeth!« riefen Beide wieder zugleich, und trieben die zitternden Rosse gerade aus hinein in die reissenden Wogen.

Schon längst hatte Elisabeth in dem einen der muthigen Schwimmer, mit hochklopfendem Herzen, des fremden Jägers hohe Gestalt erkannt; jetzt waren sie nahe genug gekommen, um auch die Züge des Andern zu unterscheiden; eben hob er die blauen Augen zu ihr empor, da warf sie lautweinend sich an ihrer Mutter Brust und rief: „Mutter, es ist Leuthold!“

Der Fremde hatte mit seinem größern und kräftigern Pferde dem Gefährten einen Vorsprung abgewonnen und rief nun, dem Hause ganz nahe, Elisabeth zu, sich unverweilt aus dem großen Giebelfenster herabzulassen; doch sie faßte schnell ihre zagende Mutter, zog sie zum Fenster hin, — „erst meine Mutter!“ rief sie, und ließ sie mit Willbrands Hülfe in die Arme des Reiters hinabgleiten, der sogleich sein Pferd wendend, den Rückweg antrat; darauf trieb sie ihren Vater, sich mit Leuthold zu retten, der nun eben auch heran drang, und als er sich weigerte, schwur sie mit ernster Entschlossenheit, lieber auf der Stelle hinabzuspringen und vor seinen Augen umzukommen, als ihn hier zurückzulassen. „Erst meinen Vater, Leuthold!“ rief sie diesem zu. „Das Haus steht fest. Mir ist nicht bange. Ihr werdet mich schon holen.“ — „Elisabeth!“ schrie Leuthold, und streckte die Arme nach

ihr aus. Willbrand sprang hinab, erfaßte den Schweif des Pferdes und der Strom riß sie Beide mit sich fort. So wie er das Wasser berührte, schien die Wuth desselben sich zu vermehren; mannshohe Wellen drängten sich zwischen ihn und das Pferd und versuchten, ihn loszureißen; doch weder er noch Georg verloren den Muth und die Besonnenheit, und so strebten Beide frisch nach dem Ufer hin.

Drüben jenseit des Wassers hatten sich indeß, von Georg und Heinrich herbeigerufen, viele Menschen versammelt, und der Zulauf ward noch immer größer. Mit ängstlicher Erwartung folgten Aller Augen dem verwegenen Beginnen der beiden Reiter; man sah den Förster und seine Frau sich ihren Rettern anvertrauen; man sah diese den Rückweg antreten und muthig kämpfen mit der erzürnten Fluth; man sah Elisabeth mit emporgehobenen Blicken und Händen am Fenster stehen; Angstgeschrei und freudiger Zuruf ward wechselnd in der Menge laut; von manchen Lippen stieg heißes Gebet zum Himmel auf. Georg und Heinrich mit Schrecken gewahrend, daß Elisabeth zurückblieb, fingen sogleich an, mit Hülfe Anderer von einigen umherliegenden Baumstämmen ein Floß zusammen zu setzen, mit welchem sie des Mädchens Rettung unternehmen wollten.

Indeß waren die beiden Reiter näher gekommen; das Pferd Leuthold's schien ermattend nur noch mit Mühe gegen den Strom zu kämpfen, der es immer weiter abwärts trieb, da warf sich Heinrich schnell entschlossen in das Wasser, schwamm hinüber, und das Pferd beim Zügel erfassend, versuchte er, es mit sich fort zu ziehen. Dies, so wie sein und des Reiters Zuruf gaben dem Thier neuen Muth, und bald hatte es festen Grund unter den Füßen.

Alle waren gerettet. Doch Leuthold und der Fremde hatten kaum ihre Rosse einen Augenblick verschnaufen lassen, als sie von neuem sie in die Fluth hineintrieben, die immer wüthender um das Försterhaus herumwogte und wirbelte. „Nehmt Euch in Acht!“ rief ein alter Mann ihnen zu, — „der schwarze See kocht über, die Wasserfei will ihr Opfer haben,“ — Heinrich bat flehend, doch nur zu warten, bis das Floß vollendet sey, allein sie hörten nichts und schwammen schon mitten in den Wogen. —

Leutholds Pferd blieb allmälich zurück, gegen den muthigen Rappen des Andern; immer wilder riß der Strom; das erschöpfte Thier konnte ihm nicht widerstehen; man sah es, trotz aller Anstrengung, immer weiter abwärts treiben, ein Wirbel

ergriff es endlich, drehete es herum und es verschwand in den Wellen; sein Reiter mit ihm. Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus jeder Brust. Im nächsten Augenblick aber schon erschien Leuthold allein wieder über dem Wasser, und ruderte mit Kraft aus dem Wirbel heraus. Doch war der Zug des Stromes viel zu gewaltig, als daß es jetzt hätte gelingen können, ihm entgegen das Försterhaus zu erreichen. Auch er ward seitab von demselben fortgerissen, bis es ihm endlich in einer beträchtlichen Entfernung davon, gelang, sich an den Zweigen eines hervorragenden Baumes zu halten, und in dem Wipfel desselben wieder festen Fuß zu gewinnen.

Während dieser Zeit sah man Elisabeth mit verzweifelnder Gebehrde von einem Fenster zum andern laufen. Und als jetzt der Fremde, welcher indeß unaufhaltsam und wie durch übernatürliche Macht geradeaus die Wellen durchschnitten, dem Hause schon ganz nahe war und ihr freudig zurief, erschien sie an dem großen Giebelfenster, winkte ihm abwehrend mit der Hand entgegen, und sprang dann plötzlich hinunter in die Wogen.

Sie verschwand sogleich; in einiger Entfernung aber tauchte sie wieder empor, blieb eine Zeitlang

auf der Oberfläche, und man konnte bemerken, daß der Strom sie ziemlich in der Richtung nach Leuthold's Baume zu hintrieb. Dann verschwand sie abermals. Leuthold aber sprang sogleich von neuem hinab, und versuchte quer durch den Strom zu schwimmen, und da wollte es das Glück, daß Elisabeth ganz nahe bei ihm zum zweiten Mal auftauchte. Schnell ergriff er sie, als sie eben wieder untersinken wollte, schlang seinen linken Arm um ihren Leib, und ruderte mit mehr als menschlicher Kraft und Gewandtheit einer kleinen Insel zu, die durch einen über das Wasser ragenden Hügel gebildet, nahe vor ihm lag.

Willbrand und Gertrud hatten indeß jenseit, ihre Hände flehend zum Himmel gestreckt, auf den Knieen gelegen. Doch als sie jetzt ihre Tochter in die Wellen springen sahen, sprangen sie beide lautaufschreiend empor, und Willbrand lief mit dem Ausruf: „mein Kind! mein Kind!“ gerade in das Wasser, als Heinrich ihn noch erfaßte und flehentlich bat, mit ihm das Floß zu besteigen, das so eben vollendet sey. „Schaut doch nur hin,“ fuhr er freudig fort, — „da hat sie ja der wackere Leuthold schon — und seht! da erreicht er mit ihr die kleine Insel — da trägt er sie hinauf! Nun ist's an uns, sie dort zu holen!“

Das Floß ward schnell in's Wasser gebracht. Willbrand sprang sogleich darauf; Heinrich folgte ihm, mit zwei langen Stangen versehen, die statt der Ruder dienen sollten. Doch kaum hatten sie einige Schritte vom Ufer gestoßen, als das Wasser mit zuvor noch nie geschehener Wuth zu toben anfing, aufwogend und schäumend, als würd' es von unterirdischer Glut zum Kochen getrieben. Reißend schnell flog das gebrechliche Fahrzeug dahin.

Das versammelte Volk folgte ihm mit lautem Geschrei am Ufer entlang, bis nach der Gegend, welche der kleinen Insel gegenüber lag. Frau Gertrud ward von Georg und einigen Bauern nachgetragen. Auch der Fremde, welcher indeß glücklich das Land wieder erreicht hatte, sprengte dorthin.

Er kam eben an, als Willbrand und Heinrich gleichfalls in die Nähe der Insel gelangten. Nur mit der ungeheuersten Anstrengung war es ihnen gelungen, sich bis jetzt auf dem Floß zu erhalten. Ein rasender Sturm, der aus den Schlünden des Gebirgs sich von neuem aufgemacht hatte, peitschte die Fluth zu immer wilderer Bewegung. Da sahen Alle, die am Ufer standen, in diesem Augenblick, wie eine hohe, hohe Welle, die drohend aufgerichtet, wie ein gewappneter Mann, hinter dem Fahrzeug

her lief, plötzlich es erreichend, über dasselbe hinwegschlug, und den Förster mit sich herunter riß. Eine zweite Welle warf das Floß an die Insel und Heinrich sprang an das Land.

„Ich wußt' es wohl," sagte drüben der alte Mann zu dem bestürzten Volke, — „ich wußt' es wohl, daß es so enden würde. Die Wasserfei läßt sich ihr Opfer nicht entgehn. Nun aber ist's vorbei."

Wirklich legte sich von diesem Augenblick an der Zorn der empörten Fluth, und da der Zufluß von oben her gehemmt zu seyn schien, fiel das Wasser, wegen des schnellen Abflusses aus der Schlucht in's Thal hinaus so schnell, daß bald nachher schon mehrere Männer sich an verschiedenen Orten hinein wagten, um den unglücklichen Willbrand aufzusuchen und wo möglich noch zu retten, andere aber sich nach der Insel hinüber begaben, um den dort Ausgesetzten Hülfe zu bringen.

Noch immer lag Elisabeth ohne Bewußtseyn. Doch als man sie jetzt hinüber getragen hatte, und dort ihr eine Tragbahre bereitete, sie weiter fortzuschaffen, schien die Stimme ihrer Mutter, die sich lautjammernd an ihrer Seite niederwarf, sie in's Leben zurückzurufen. Sie schlug die Augen auf,

und, Leutholden und die Mutter neben sich erblikkend, lächelte sie sanft und reichte Beiden die Hand.

Da trat der Fremde heran, welcher bisher starr, mit gesenktem Haupte, den dunkelglimmenden Blick auf das Wasser geheftet, im ernsten Sinnen an sein Roß gelehnt gestanden hatte, reichte Leutholden die Hand, und sprach mit dumpfer Stimme: „Lebt wohl für die Ewigkeit! Mit Euch und Eurer Liebe ist ein Höherer. Ich werde sie fürder nicht stören. Mein ist nun die Wasserbraut!“ und dann zu Frau Gertrud, ihr einen Beutel voll Gold auf den Schooß legend: „Rettet damit des Todten Ehre! Ich wollte es ihm eher bringen: es hat nicht seyn sollen!“ — Darauf wandte er sich, schwang sich auf seinen Rappen und jagte die Anhöhe hinan in den Wald.

Der Leichnam des Försters ward weder heute, da sich das Wasser völlig verlaufen hatte, noch auch bei fortgesetztem Nachforschen am folgenden Tage gefunden. Auch den Fremden hat Niemand wieder gesehen, und da Leuthold allezeit ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete, wenn die Rede auf ihn fiel, so hat auch Niemand je erfahren, wer er gewesen.

An dem Todtenmale Willbrands aber, welches die Landleute nach alter Sitte hoch auf dem Hügel der Försterei gegenüber, errichtet hatten, da wollte noch viele Jahre nachher Mancher in stürmischen Nächten eine hohe dunkle Gestalt sitzen gesehen haben, und die dunkle Erscheinung war in der ganzen Gegend unter dem Namen, „der fremde Jäger,“ wohlbekannt.

Das Gastmahl.

1815.

In einem anmuthigen Thale, nicht weit von dem Fuß eines hohen Gebirges, findet sich ein ansehnliches Freiguth, gewöhnlich der Waldhof zugenannt, weil es einsam und abgesondert an dem Saume eines mächtigen Waldes liegt, der von dem Gebirge herabkommt, und zu beiden Seiten des Thales eine gute Strecke hinläuft, als wollt' er es mit den grünen Armen liebreich umfangen.

Dieser Waldhof gehörte vor nicht gar langer Zeit einem wackern Manne, Namens Arnold. Der lebte hier mit seinem Weibe und einem Häuflein guter, frommer Kinder schon manches Jahr. Alles gedieh und blühte unter seinen Händen, und willig hätte man fast diesen Erdenwinkel für ein wohlbewahrtes Stück des verloren gegangenen Paradieses gehalten. Auch trug Arnold keinen höhern Wunsch in seinem Gemüthe, als daß alles nur immerfort also Bestand haben möchte.

Doch das war im Himmel anders beschlossen. Der Krieg kam ins Land. Da gings dem armen

Arnold gar übel. Seine Felder wurden verwüstet, seine Heerden mit fortgeschleppt, sein Haus ward geplündert. — Zwar gedieh es bald darauf wieder zum Frieden, und Arnold dachte: was seyn soll, das schickt sich wohl! — Lieh sich eine bedeutende Summe auf sein Guth, und ersetzte das Verlorne, so gut es gehn wollte; allein der Sonnenblick war nur von kurzer Dauer. Der Krieg schlug von neuem los, von neuem kam Arnold um all das Seinige, und war nun, bis auf ein Weniges, das er geborgen, ein ganz armer Mann. — Sein harter Gläubiger, dem er keine Zinsen mehr zahlen konnte, machte Anstalt, ihn von Haus und Hof zu vertreiben; er sah mit schwerem Herzen den Tag schon ganz nahe vor der Thür, an welchem er seinem Paradiese Valet sagen und auf immer den Rücken wenden sollte.

Arnold aber war ein rechter Mann, der sich von keinem Unglück, das er nicht selbst verschuldet, gänzlich zu Boden drücken ließ. Und so dachte er auch hier bald wieder: was seyn soll, das schickt sich wohl! und schaute voll Vertrauen auf Gott, auf sich, und auf die Seinigen in das neue Leben hinaus, welches er jetzt beginnen mußte.

Mit freundlichem Gesicht trat er am vorletzten Tage vor der Abreise in die Stube, wo seine Frau, ihr jüngstes Kind auf dem Schooße, still vor sich

hinweinend in einem Winkel saß, und sprach zu ihr: „Elsbeth, ich bin nun fertig mit dem Leid; nun denk' ich mich noch einmal zum Abschied meines Eigenthums und Besitzes zu erfreuen, und will nicht in der Stille und bei Nacht und Nebel mich von dannen schleichen, als hätt' ich was Uebels verschuldet. Drum rüste dich nur immer flink auf Morgen, liebes Weib: da giebts noch einen tüchtigen Abschiedschmaus. Gieb alles her, was du noch hast. Wir wollen reines Haus machen."

„Wie magst du jetzt wohl scherzen," sprach Elsbeth ernst, „und hast deine armen Kinder doch vor Augen!" — Sie warf dabei einen Blick durch das Fenster nach dem Hofe, wo die Kinder unbekümmert und lustig wie sonst, die gewohnten Spiele trieben.

„Scherzen?" entgegnete Arnold. „Mit nichten, liebe Frau! Es ist mein wahrer, klarer Ernst mit dem was ich gesagt. Ich gebe morgen einen Abschiedschmaus.

Er ging mit diesen Worten an das Fenster und schaute nach den Kindern.

„Es hat jedes Ding seine Zeit," hob er an. „Man muß weder das Leid, noch die Freude gänzlich Herr über sich werden lassen. Und was die da draußen betrifft, so darf uns, mein' ich, nicht bange seyn um sie. Sie haben von uns beten und arbeiten gelernt, und werden es fürder lernen: beides zusam=

men aber macht ein feines Kapital zum Anfang in jeglicher Handthierung.“

Er öffnete das Fenster und rufte die beiden ältesten von den Kindern herbei.

„Gleich, Vater!“ antwortete Wilibald, und legte schnell das Messer bei Seite, womit er für die jüngern Brüder eben eine Armbrust schnitzte.

„Gleich, lieber Vater!“ ließ sich Annens Stimme ebenfalls hören.

„Wo steckt das Mädchen denn?“ sagte Arnold verwundert, und sah sich um. —

„Ei, schau doch, Elsbeth,“ fuhr er fort, und zeigte nach dem Wipfel einer großen Linde, die mitten im Hofe stand, „da hat sich unsre stille Anna wieder ein recht feines Plätzchen auserwählt!“ — Elsbeth sah hin. Anna stieg eben auf einer kleinen Treppe, wie es schien, die zwischen den Zweigen angebracht war, leicht und sicher herab.

„Das ist wohl recht des Vaters Tochter zu nennen!“ sprach Frau Elsbeth. „Das Mädchen hat doch von jeher immer etwas besonderes haben müssen.“

„Laß sie nur!“ lächelte Arnold. „Das ist mitunter auch nicht übel im Leben, und bewahrt vor manchem. Ist sie doch gut und fromm dabei wie ihre Mutter.“

Die Kinder traten herein. — „Wie bist du da hinaufgekommen, Anna?“ fragte der Vater.

„Wilibald hat mir eine Treppe hinauf, und oben einen schönen Sitz gebaut!“ — entgegnete sie.

„Sie hat sichs so oft gewünscht,“ fuhr Wilibald fort, „daß sie da oben sitzen möchte wie ein Vogel — da wollte ich ihr doch noch die Freude machen, ehe wir fortreisen.“

Frau Elsbeth wandte sich schnell ab und verhüllte ihr Gesicht. Auch Vater Arnold sah eine Weile ganz ernst drein. Endlich fuhr er mit der Hand langsam über die Stirn, setzte sich in seinen Lehnstuhl, zog drauf die beiden Kinder zu sich und küßte sie. Dann gab er ihnen seinen Auftrag, und hieß sie bereit seyn, nach Reimershau zu gehn, und dort seine alten Freunde, den Amtmann und den Oberförster einzuladen mit Weib und Kind auf Morgen Abend zum Abschiedschmaus. Seinen Knecht Gottwalt, fügte er hinzu, — den einzigen, der ihm noch übrig war — wolle er indeß mit gleichem Geheiß hinab ins Städtchen senden zu den beiden Vettern.

Elsbeth unterbrach ihn und rief: „Die beiden Kinder willst du durch den Wald schicken, heute, und so ganz allein?“

„Warum nicht?“ erwiederte Arnold. „Sie machen ja den Weg nicht zum erstenmale. In einer Stunde sind sie drüben. Die Sonne steht noch hoch am

Himmel; so können sie gar bequem wieder hier seyn, ehe sie untergeht."

„Es ist morgen Quatember!" rief Elsbeth. „Um diese Zeit ist es niemals ganz geheuer in dem Walde."

Arnold lächelte. „Die Leute, die dort in dem Walde hausen, halten gute Nachbarschaft mit uns. Sie werden den Kindern nichts zu Leide thun."

Wilibald und Anna waren aber indeß schon fröhlich hinaus gesprungen, jener um Stock und Jagdtasche, diese um ihr Körbchen zu holen, und traten jetzt, zur Reise gerüstet, freundlich vor die Mutter hin. Frau Elsbeth versorgte kopfschüttelnd Tasche und Körbchen mit dem Vesperbrod, fügte zwei Tücher hinzu, zum Umbinden in der kühlen Abendluft, und gab dann mit dem Vater den Kindern das Geleit bis vor das Hofthor, wo beide ihnen nachschauten, wie sie den Fußsteig über die grüne, sonnige Wiese rasch und lustig hinschritten, bis sie endlich in den Waldschatten traten, und bald darauf hinter den Bäumen verschwanden.

* * *

Es war kühl und ergötzlich in dem Walde. Wilibald und Anna gingen mit Lust in die grünen Schatten hinein, und hatten ihre Freude an dem hellen, halb durchsichtigen Laubgewölbe der alten Buchen über ihnen, und an den runden goldnen Lichtflecken,

die auf dem Moosteppich zu ihren Füßen hin und wieder spielten. Dazwischen horchten sie, wie die Vögel sangen und wie der Baumspecht klopfte, daß es weithin wie die Schläge einer Axt durch den Wald schallte. Auch blieben sie wohl von Zeit zu Zeit stehen, um das leise Rauschen in den Baumwipfeln zu vernehmen, das ihnen vorkam, wie die Waldstimme, die ihnen gern etwas Geheimnißvolles vertrauen möchte, wenn sie nur die Sprache recht verständen.

So schlenderten sie miteinander lustig und recht wohlbehaglich hin, und wurden es kaum gewahr, daß sie schon sehr lange gegangen waren, und der Wald sich noch gar nicht lichten wollte. Vielmehr traten die Bäume immer dichter und näher an den Weg.

Wilibald bemerkte endlich zuerst, daß die Sonne schon sehr tief stand; und als sie nun genauer um sich schauten, wurden sie freilich inne, daß sie auf einem ganz falschen Wege waren. Nach Wilibalds Meinung mußten sie zu weit links gegen das hohe Gebirge hin gegangen seyn.

Sie beschlossen wieder umzukehren, denn die rechte Straße war unmöglich weit entfernt. Allein sie gingen und gingen, und je weiter sie gingen, desto rauher wurde der Weg, desto wilder und unbekannter die Gegend. Keins von ihnen wußte sich zu erinnern, daß es jemals hier gewesen wäre.

Da fing ihnen doch an zu bangen. Sie sahen einander ängstlich und verlegen an. — Wilibald kletterte endlich auf eine hohe Tanne, und dachte sich dort oben umzusehen und zurecht zu finden. Jedoch er sah von allen Seiten nichts als Wald, und überall Wald, und Wald ohne Ende. Nicht weit von ihnen aber gewahrte er eine himmelhohe Felsenwand; die meinte er nun zu ersteigen, und auf dem Gipfel eine Aussicht zu gewinnen. So kletterte er schnell wieder hinunter und schritt mit seiner Schwester darauf zu.

Es dauerte auch gar nicht lange, so standen sie davor. Doch zwischen ihnen und der Felswand, wie sie nun erst sahen, rauschte und tobte ein wilder Bergstrom über große Steinblöcke hin. Vergebens liefen die beiden Kinder an dem Ufer hin und her, um irgendwo eine Stelle zu finden, wo sie hinüber kommen möchten; zu wild und reißend war der Strom, zu weit entfernt von einander lagen überall die Felsblöcke in seinem Bette.

Ueber dem Hin- und Wiederlaufen aber hatten sie am Ende auch den Weg verloren, auf dem sie hergekommen waren. Alles Suchen war umsonst; er schien auf einmal ganz verschwunden, und sie standen nun beide recht trostlos an dem Ufer des wilden Baches, und blickten schweigend hinab in die schäumenden Wogen.

Wilibald, der sonst so muthig war, hob endlich mit leiser und kleinlauter Stimme an und fragte: „was soll nun aus uns werden?“ Dabei sah er seine Schwester traurig an, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Doch Anna streichelte ihm die Wangen und sprach: „Sey nur ganz ruhig, lieber Wilibald, und ängstige dich nicht. Wir sind überall in Gottes Hand, wie die Mutter sagt, so wird er uns auch hier nicht verlassen in der Einöde, die freilich recht wild und schauerlich ist. Wir wollen indeß hier an dem Ufer lang dem Wasser nachgehen; das muß uns doch irgend wohin und wieder zu Menschen führen.“

„Mir ist nur bange um Väter und Mutter,“ sagte Wilibald, indem er sich die Thränen von den Wangen wischte, „daß sie sich ängstigen um uns, wenn es Nacht wird.“

Auf einmal, indem sie noch so sprachen, erschallte es recht vernehmlich von jenseits des Stromes her: pst! pst! — Sie blieben stehn und schauten ein wenig betroffen hinüber, allein kein menschliches Wesen war zu ersehen, und sie wandten sich zum Weitergehn. In dem Augenblick erschallte es noch lauter und vernehmlicher wiederum: pst! pst! — Sie blieben abermals stehen, und schauten hinüber, und suchten mit den Blicken hin und her; da wurden sie endlich ein kleines Männchen gewahr, welches

aus einem Felsspalt inmitten der großen Wand wie aus einem Fenster hervorguckte, und ihnen zunickte und winkte, hinüberzukommen. Da es aber bald einsehn mochte, daß dieß den beiden Kindern nicht möglich war, so machte es sich gleich selber auf den Weg, stieg ans Ufer herab, setzte mit einigen flinken Sprüngen grad über den Strom, und stand freundlich nickend vor ihnen.

Wilibald konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er die wunderliche Gestalt genauer ansah.

Das ganze Männlein war etwa drei Fuß hoch; die Hälfte dieser Höhe nahm beinah der ungeheure Kopf für sich hinweg, und schien eben so wie die beiden mächtigen Fäuste gar nicht zu den übrigen spärlichen Gliedmaßen zu gehören. Besonders war kaum zu begreifen, wie es die zwei dünnen Sichelbeinchen anfingen, um die Last zu tragen. Zwei große tellerförmige Augen stierten weit aus dem Kopf heraus. Ein unförmlicher scharlachrother Fleischklumpen stellte die Nase vor, und war, als wie zur Zierde, mit großen Warzen besetzt, die so durchsichtig schimmerten und Wilibalden grade so vorkamen, wie die Granaten in Mutter Elsbeths Halsband. Die Kleidung des kleinen Mannes bestand aus einem grauen Bergmannskittel. In der Hand führte er einen starken Spitzhammer.

„Nun, meine Kinder," hub er mit gellender

Stimme an, nachdem sie sich gegenseitig eine Weile betrachtet hatten, „woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“

Wilibald berichtete ihm, wohin sie gingen, was der Vater ihnen aufgetragen, und wie sie auf eine unbegreifliche Weise vom rechten Wege ab, und in diese Wildniß gekommen wären.

Der Kleine lächelte, wiegte den großen Kopf von einer Schulter zur andern, und sprach: „Nach Reimershau kommt ihr doch heut nicht mehr. Auch ist mirs nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.“

Mit diesen Worten ging er ins Gebüsch hinein und winkte den Kindern, ihm zu folgen. Nach wenigen Schritten standen sie auf einem schmalen Fußpfade. Diesem hieß er sie nur immer nachgehen, er werde sie grad und sicher nach Hause führen.

„Doch,“ fügte er hinzu, „so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein Wort von dem was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.“

Die großen Augen funkelten, indem er dieses sprach, so seltsam, und seine Stimme gellte so gebieterisch, daß Wilibald und Anna kein Wort zu erwiedern wagten, sondern schnell auf dem ange-

wiesenen Fußsteige fortschritten. Als sie nach einer Weile sich umsahen, war das Männlein verschwunden.

Sie überlegten noch miteinander, wer der Kleine wohl gewesen sey, und ob sie seinen Worten gehorchen sollten, da hörten sie zu ihrer Rechten ein dumpfes Rauschen, und als sie gleich darauf aus den Bäumen traten, sahen sie einen See zu ihren Füßen vor sich liegen, der auf drei Seiten von hohen, hohen Bergen umgeben war. Die Bäume oben an den Gipfeln der Berge standen golden in den letzten Strahlen der Abendsonne; unten aber an dem Ufer des Sees begann es schon zu dämmern. Leichte Nebel stiegen aus den Schluchten, doch schaute klar und freundlich noch der blaue Himmel aus der dunkeln Flut herauf.

Anna faßte Wilibalds Arm und flüsterte ihm zu: „Das ist gewiß der Bergsee, von dem uns der Vater oft erzählt!“ — Indem gewahrte Wilibald eine Frau, die mitten auf der grünen Wiese unten am Ufer saß. „Laß uns hinunter gehn!“ sprach er. „Vielleicht kann uns die Frau berichten, ob es noch weit bis Reimershau, und wo der Weg zu finden ist, daß wir des Vaters Gebot doch noch vollbringen.“

Sie liefen hinab und wunderten sich beim Näherkommen gar sehr, als sie nicht eine Bäuerin, wie

sie vermuthet, sondern eine gar stattliche und schöne Frau im Grase sitzend fanden, die ihre langen blonden Haare mit einem Kamm von Gold und Perlmutter strählte.

„Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier, ihr hübschen Kinder?“ begann die Frau, als sie beide verlegen vor ihr standen. Wilibald erzählte, wie es ihnen ergangen, und brachte bescheiden sein Begehr vor.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Nach Reimershau,“ sprach sie, „kommt ihr doch heut nicht mehr. Auch ist mirs nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.“ — Darauf zeigte sie ihnen die Bergschlucht, wodurch ihr Weg sie führte, und hieß sie unverweilt sich nach Haus begeben.

„Doch,“ setzte sie hinzu, „so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein Wort von dem was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.“ Damit winkte sie ihnen zu gehen, und Wilibald und Anna neigten sich höflich vor ihr und gingen.

„Das ist doch wohl sehr seltsam!“ sprach Wilibald, als sie an die Bergschlucht kamen, und sah sich noch einmal nach der Frau um, die aber nicht zu sehen war. — „Wer sind die gestrengen Herr-

schaften denn, die uns hier befehlen wollen? Und warum sollen wir denn durchaus nicht nach Reimershau?«

„Daran haben sie nun wohl für heute nicht ganz Unrecht," fiel Anna ein; „denn sieh doch nur, wie finster es schon wird! Wir können ja lieber Morgen früh hingehen. Allein warum wir dem Vater nichts sagen sollen —«

„Da ist ein Licht!« rief Wilibald. „Nun werden wir ja zu vernünftigen Menschen kommen, mit denen sich ein Wort reden läßt.«

Es schimmerte in der That ein Licht durch die Bäume, und bald noch eins und wieder eins, und immer mehrere, je weiter sie gingen. „Das ist ein großes Dorf!« sagte Anna.

Sie schritten munter darauf zu. Die Schlucht erweiterte sich. Bald standen sie im Freien. Allein da war weit und breit kein Haus, viel weniger ein Dorf zu sehen. Wohl aber erblickten sie seitwärts auf einer Wiese eine große Menge kleiner, blauer Flämmchen, die lustig hin und her und durcheinander sprangen.

„Das sind Irrlichter!« flüsterte Wilibald. „Laß uns nur wohl auf den Weg merken, daß sie uns nicht irre führen.«

Indem sonderte eins der Flämmchen sich von den andern ab, und kam husch! husch! über die Wiese

der auf sie zu. Je näher es aber kam, desto mehr dehnte es sich aus, und ward immer größer, doch zugleich auch immer unscheinbarer, bis es auf einmal dicht vor ihnen auf dem Wege stand; und da sahen sie nun deutlich, daß es gar kein Flämmchen oder Irrlicht war, sondern ein wirklicher Mann von geringer Statur und bleichem Aussehn, dabei von einer so außerordentlichen Hagerkeit, Dünne und Schmächtigkeit der Glieder, daß es fast schien, als ob er sich vor dem Winde, der ziemlich scharf über die Wiese strich, nicht recht auf den Beinen erhalten könne. Wenigstens war er in beständiger Bewegung, und hüpfte und wankte vor den Kindern herüber und hinüber, ohne jedoch die Füße vom Boden zu erheben.

Mit einer sehr feinen und leisen Stimme begann er gleichfalls wieder das alte Sprüchlein: „woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“

Wilibald mußte zwar ein wenig lächeln über das gar zu dünne und gefüge Herrlein, doch gab er ihm geziemenden Bescheid auf seine Fragen.

„Possen! Possen!“ wisperte es darauf, schnell hin und her springend. „Possen! mit euerm Reimershau! Dahin kommt ihr nun einmal heut nicht mehr, auch morgen nicht. Es ist mir nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm

Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.“

„Dacht' ichs doch gleich,“ murmelte Wilibald, „daß es so kommen würde!“

„Doch,“ fuhr jener fort, und hob den langen weißen Zeigefinger drohend empor, „so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein Wort von dem was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.“ — Damit sprang er flink über den Graben zur Seite des Weges, und lief schnell neben den Kindern her, die auf dem Fußsteige fortgingen, indem er sagte, er wolle ihnen das Geleit geben bis an die Weide dort.

Als sie an die Weiden kamen, rief er: „He! he! Herr Nachbar! Wie stehts? Wollt Ihr noch mit von der Partie seyn morgen Abend? Ich denke es soll lustig hergehn.“

„Wohl! wohl! gehe mit,“ antwortete eine dumpfe Baßstimme. Sie schien den Kindern aus einem alten Weidenstamm herzukommen, auf den sie zugingen; wie sie aber näher traten, fing der Stamm an sich zu bewegen, und sie sahen nun, daß es ein starker, untersetzter Mann war, der vor ihnen stand, mit einem langen Mantel um die Schultern und einer Krone auf dem Haupte.

„Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier? rief er die Kinder gleichfalls an.

Wilibald brachte zum viertenmale seine Geschichte vor, obwohl mit einigem Stottern, denn die Baßstimme hatte ihn doch etwas erschreckt. Als er geendigt, brummte jener wieder: „Nichts Reimershau! Heut nicht, morgen nicht! Wills nicht haben. Selber zu Gaste kommen. Aber nichts plaudern! Sonst Hals umdrehen. Punktum! Marsch!“

Das ließen sich Wilibald und Anna nicht zweimal sagen. Sie setzten sich vielmehr auf der Stelle, und mit großer Hast in Bewegung, und sahen sich nur unterweilen um, ob der gestrenge Herr Marschkommissarius ihnen nicht etwa auf den Fersen sey.

„Nun wird mirs doch beinah zu toll!“ hub Wilibald endlich an, und begann langsamer zu gehen. „Das ist ja ganz absonderliches Volk hier im Gebirge. Wer mochte der grobe Gesell wohl seyn?“

„Schweig nur ganz still!“ sagte Anna. Ich wollte, wir wären bald zu Hause. Die Finsterniß nimmt ja mit Macht überhand. Was soll das werden, wenn wir noch durch jenen Wald müssen?“

Ihr Weg führte sie aber richtig grade auf den Wald zu. Doch ehe sie ihn erreichten, kam noch eine andre Straße von der Seite her, durchschnitt die ihrige, und schien links an dem Saum des Waldes hinzugehen. Da war nun guter Rath nicht wohlfeil, welchen von den beiden sie folgen sollten.

Und als sie noch so überlegend auf dem Kreuz=

weg standen, da ward es plötzlich laut im Walde! Hundegebell und Jagdruf und Hörnerklang ließ sich von weitem vernehmen, und kam näher und näher, und war jetzt ganz nahe bei ihnen, und rechts und links brach es mit Macht durch das Gebüsch, und zog an ihnen mit entsetzlichem Getöse vorüber. Sie konnten dabei nichts weiter sehn und unterscheiden, als ein Gewimmel grauer Schatten, das sich in einiger Entfernung über und neben ihnen dahin wirbelte.

Endlich kam ein Reiter auf einem schwarzen Rosse mit lautem Hallo aus dem Walde gesprengt, hielt dicht vor ihnen still, und schnarrte sie an: „woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“ — Wilibald hub an und wollte ihm berichten, allein die Erzählung blieb ihm in der Kehle stecken; denn der Reiter hatte in seiner ausländischen Tracht mit der hohen Mütze auf dem Kopfe etwas gar besonderes und unheimliches, und die Augen des schwarzen Rosses funkelten durch die Nacht wie glühende Kohlen. Da nahm Anna das Wort, und that ihm freundlich und gelassen kund, was er zu wissen begehrte.

„Ho, ho! Hallo!“ schrie er, nachdem sie geendet. „Wenn ich euch rathen soll, so denkt nur nicht mehr an Reimershau, auch morgen nicht. Ich wills nicht haben. Auf daß es aber euerm Vater nicht an

Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen, Hussa! Hallo!"

Er spornte sein Roß an. In geringer Entfernung aber hielt er noch einmal still und rief: „Doch merkts euch wohl, so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, so plaudert nicht!" Und damit jagte er über den Anger hin, seiner tollen Jagd nach, die sich noch von weitem vernehmen ließ.

Sie sahen ihm lange nach; endlich sprach Wilibald: „Hättest du ihn nicht fragen können, welches der rechte Weg nach dem Waldhof ist?"

„Der Herr sah mir nicht aus wie antworten!" erwiederte Anna. „Laß uns nur in Gottes Namen immer gradaus gehen. Das wird wohl das Beste seyn." — Und so gingen sie denn, ohne sich weiter zu besinnen, in Gottes Namen in den Wald hinein.

In dem Walde aber war es mit der Finsterniß in der That recht arg, und wurde immer ärger, je tiefer sie hinein geriethen. — Bald hatten sie ganz den Weg verloren, liefen mit der Nase überall an die Bäume, und wußten gar nicht mehr, wohin sie sich wenden sollten. In diesem Augenblick der größten Noth zeigte sich auf einmal an den alten Baumstämmen hin und her flatternd ein schwacher Lichtschimmer, der bald verschwand, bald wiederum zum Vorschein kam. Wilibald sprang hoch auf vor Freu-

den, umarmte seine Schwester, und fing dann aus Leibeskräften an zu schreien und zu rufen.

Da ließ sich deutlich eine Stimme hören, die ihm antwortete, und gleich darauf kam ein großes Licht um eine Bergecke herum gehuscht, und schnell auf sie zu.

Im Anfang hielten es Wilibald und Anna für einen Mann mit einer großen Laterne; dann däuchte es ihnen wie ein brennendes Strohbund, und endlich, als es ihnen mehr zur Seite war, sahen sie, wie es ganz die Gestalt eines dicken Mannes hatte, nur daß er über und über leuchtete wie ein Johanniswurm, das breite Gesicht ausgenommen, welches aber an sich von einer so hochrothen Farbe war, daß es gleichfalls beinah aussah, als ob es brennte.

„Guten Abend, guten Abend, meine Kinderchen!“ rief ihnen der Mann über einen Bach herüber zu, den sie nun erst in ihrer Nähe bemerkten. „Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“

Wilibald erzählte wieder, und bat dann, er möchte ihnen doch ein wenig leuchten, damit sie durch diese Finsterniß den Weg nach Hause fänden.

„Recht gern, recht gern, meine Kinderchen!“ sagte der dicke Johanniswurm. „Wir werden bald da seyn. Aber den einfältigen Gang nach Reimershau gebt nur ganz auf. Der ist mir nicht gelegen. Es möchte euch wohl auch morgen nicht besser gehen

denn heut. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werde ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen."

Während dieses Gesprächs war er immer, ohne sich aufzuhalten, flink weiter geschritten; und obwohl die beiden Kinder im Anfang ein leises Grauen anwandelte vor der wunderlichen Erscheinung, so beruhigte sie doch bald wieder sein freundlich zutrauliches Wesen, und sie folgten ihm dreist und munter nach, besonders da sie hörten, daß es nicht mehr weit nach Hause sey.

Sie hatten auch wirklich kaum einige hundert Schritte noch zurückgelegt, da traten sie aus dem Walde heraus auf einen freien Plan, den sie alsbald in höchster Freude für die große Wiese hinter ihrem Hause erkannten.

„Nun, meine Kinderchen," rief ihr Begleiter, „nun braucht ihr mich nicht mehr. Gute Nacht! Doch laßt es euch gesagt seyn, so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, kein Wort von dem was euch begegnet! sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.

Er drehte sich um, und war bald mit einigen tüchtigen Sprüngen im Walde verschwunden.

Wilibald und Anna eilten nun auf das Haus zu; doch wurden sie unterwegs noch einig, den Eltern wenigstens vor der Hand ihre Abenteuer zu verschwei-

gen. Denn, meinte Anna, so ungern sie es auch thue, so sey doch mit dem wunderlichen Volk im Walde wohl nicht gut zu spaßen.

Ihre Ankunft brachte in den Waldhof gar große Freude mit. Man war bei der einsinkenden Nacht schon sehr in Sorge gewesen um sie, und eben hatte der Vater die Laterne angezündet und seine Büchse über die Schulter gehangen, und wollte ausgehn sie zu suchen.

Von allen Seiten wurden sie nun mit Fragen bestürmt, warum und wo sie so lange sich aufgehalten hätten, und was der Oberförster und der Amtmann denn gesagt? Doch Anna nahm ihren Vater bei der Hand und bat ihn leise, er möchte sie nur heut nichts weiter fragen, denn sie könnten ihm doch nicht antworten; er werde alles schon zu seiner Zeit erfahren.

Arnold schaute seiner Tochter verwundert in die Augen; da sie ihn aber so bittend ansah, küßte er sie schweigend auf die Stirn, wandte sich dann zur Mutter und sprach: „Die Kinder sind sehr müde, liebe Mutter. Laß sie zu Bette gehen. Sie werden uns ja das alles morgen wohl erzählen.“

* * *

Am andern Morgen, da es nun doch einmal nicht anders seyn sollte, war Mutter Elsbeth schon sehr frühzeitig bei der Hand, und rührte sich geschäftig,

auf daß sie mit dem Abschiedschmaus noch Ehre einlegen möchte bei den werthen Gästen.

Es ward Kuchen gebacken von zweierlei Art und Gestalt; das wenige Geflügel, das sich erhalten hatte auf dem Hofe, mußte ohne Barmherzigkeit sein Leben lassen, und da dies nicht hinreichend schien, ward Vater Arnold mit der Flinte hinausgeschickt, um schnell noch einen Braten in die Küche zu schaffen, überdies das ganze Haus vom Boden bis zum Keller überall durchstöbert, um alles noch etwa Brauchbare in Beschlag zu nehmen für das Fest.

Ueber diesen Geschäften aber vergaß Frau Elsbeth die Fragen ganz, die sie für Wilibald und Anna noch seit gestern in Bereitschaft hatte. Von Reimershau war heut nicht weiter die Rede; sie setzte die Ankunft des Amtmanns und des Oberförsters als gewiß voraus, und hatte keine andere Sorge, als daß Gottwalt, der Knecht, bis jetzt noch immer vergeblich auf sich warten ließ, ob er gleich außer der Nachricht von den Vettern noch verschiedenes an Gewürz, Citronen und dergleichen aus der Stadt mitbringen sollte.

Wilibald und Anna sahen den festlichen Anstalten, wie die andern Kinder, mit Vergnügen zu, und legten treulich mit Hand an, wo sie konnten. Dennoch begann ihnen jedesmal das Herz ein wenig zu

klopfen, sobald sie an den Abend sammt den Ausgang dachten, den dies alles nehmen würde, und sie warfen einander oft verstohlen bedeutende Blicke zu.

Unter diesem Treiben rückte endlich der theils herbeigewünschte, theils gefürchtete Abend wirklich heran. Der Wald warf schon sehr lange Schatten über die Wiese, die fernen Berggipfel standen in violettem Schimmer; in der Küche loderte und knackte das Feuer auf dem Herde schon seit zwei Stunden, und Vater Arnold war schon zweimal auf dem Hügel hinter dem Hause gewesen und hatte mit Verlangen ausgeschaut nach den Gästen. Aber die Gäste kamen noch nicht.

Und schon lagen Wiese und Wald in tiefen Schatten, schon bedeckte ein grauer Nebelduft das ferne Thal, und die Berggipfel leuchteten noch mit dunkelrothem Schein herüber; auch Mutter Elsbeth hatte schon dreimal den Kopf zur Thür herein gesteckt und versichert, daß der Braten ganz verbrennen würde, wenn die Gäste nicht bald kämen. Aber die Gäste kamen noch immer nicht.

Endlich war es ganz Nacht geworden. Die Magd deckte den Tisch. Die jüngern Kinder fragten ungeduldig einmal über das andere nach dem Essen. Arnold befahl die Lichter anzuzünden, indem er verdrießlich in der Stube auf= und niederging, und Frau Elsbeth wollte eben, aus der Küche kommend,

Wilibalden und seine Schwester ernstlich vernehmen, auf welche Weise sie ihren Auftrag gestern ausgerichtet, und was der Amtmann und der Oberförster denn eigentlich darauf erwiedert hätten; — da gings auf einmal an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! — Wilibald und Anna sahen sich ängstlich an, und das Herz hämmerte ihnen gewaltig an die Brust. Und als der Vater: Herein! rief, und hineilte, die Thür zu öffnen, da trat ein kleines Männchen herein mit einem mächtig großen Kopfe, welches die beiden Kinder sogleich erkannten, trotz der zierlichen Perücke von Steinflachs,*) die es aufgestülpt hatte. Außer dieser trug es heut auch ein braunes Röcklein mit großen goldnen Knöpfen, und seine Weste war ein wahres Prachtstück, gleichfalls von Asbest künstlich verfertigt, und statt der Knöpfe mit einer doppelten Reihe kostbarer Steine besetzt.

Der Kleine begrüßte Arnolden und seine Frau mit einem freundlichen: Glückauf! gab sich als den Oberberg- und Hütteninspektor Bergmann zu erkennen, und bat, die Dreistigkeit zu entschuldigen, mit der er so gradezu hereintrete; er habe sich verirrt in dem Gebirge, sey von der Nacht überfallen worden, und herzlich froh gewesen, als er hier endlich Licht und eine menschliche Wohnung ent-

*) Amianth, biegsamer Asbest.

deckt, allwo er jetzt nun um gütige Aufnahme bitten wolle.

Arnold hieß ihn freundlich willkommen, und ersuchte ihn, sich indeß auf der Ruhebank niederzulassen, welche die eine Seite des Zimmers einnahm.

Er hatte sich aber kaum niedergesetzt, da ging es wiederum an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! und als Arnold: Herein! rief, und hineilte, sie zu öffnen, da trat eine stattliche Frau herein, vom Kopf bis zu den Füßen in einen faltenreichen Schleier gehüllt, die Wilibald und Anna gleichfalls auf den ersten Blick erkannten.

Sie neigte sich höflich gegen Arnold und Elsbeth, kündigte sich als eine Frau von Wasserleben an, welcher auf der Reise nach dem Bade nicht weit von hier der Wagen zerbrochen sey, und bat um Erlaubniß, so lange hier verweilen zu dürfen, bis derselbe nothdürftig wieder hergestellt werden.

Arnold hieß sie freundlich willkommen, bot seine Dienste bei dem zerbrochenen Wagen an, und da sie diese durchaus ablehnte, ersuchte er sie, unterdessen auf der Ruhebank neben dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor Platz zu nehmen.

Sie hatte sich aber, nach höflicher Begrüßung des letztern, kaum neben ihm niedergelassen, da gings von neuem an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! und als Arnold: Herein! rief, und mit einiger Ver-

wunderung hinging, sie zu öffnen, da huschte flink und geschmeidig ein gar dünner und schmächtiger Herr ihm entgegen, sprang mit vielen seltsamen Bücklingen vor ihm und seiner Frau hin und her, und bat mit einer sehr feinen Stimme um Verzeihung, daß er so geradezu gehe, er sey der Professor Irrlicht, habe sich beim Botanisiren im Gebirge ein wenig verspätigt, und nehme sich die Freiheit, um eine kleine Erfrischung zu ersuchen, da er noch einen weiten Weg vor sich habe.

Wilibald und Anna erkannten auch diesen Freund von gestern auf den ersten Blick, ob er sich gleich, dem Fest zu Ehren, wie es schien, auf eine ganz besondere Weise herausgeputzt hatte. — Er trug einen leberfarbenen Rock mit silbernen Knöpfen, eine himmelblaue Weste, und schwefelgelbe Beinkleider, in der einen Hand einen langen Stock, in der andern, so wie vor der Brust im Knopfloche, einen großen Strauß von allerhand Sumpfpflanzen, und von seinem Kopfe stieg ein hohes, wunderlich in einander gewirrtes Toupèe, einer Flammenspitze ähnlich, in die Luft empor.

Arnold mußte selber lächeln über die seltsame Gestalt, doch hieß er den Herrn Professor freundlich willkommen, ersuchte ihn, indeß neben der Frau von Wasserleben und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor Platz zu nehmen, und gab seiner Frau

einen Wink, für die unvermutheten Gäste Sorge zu tragen.

Der Herr Professor hatte sich aber noch nicht niedergesetzt, und Frau Elsbeth das Zimmer noch nicht verlassen, da ging es schon wieder an der Thür, doch diesmal sehr laut und vernehmlich: poch, poch, poch! — Und als Arnold: Herein! rief, und mit einem leisen Kopfschütteln hinging, zu öffnen, da kam von einer tiefen Baßstimme ein lautes: guten Abend! durch die Thür, und hinterdrein ein starker untersetzter Mann von etwas verwildertem Ansehn, in einem grauen Rock mit mächtigen goldbrokatenen Aufschlägen nach uralter Mode, auf dem Kopf eine große ziemlich zerzaußte Allongenperücke und einen kleinen dreispitzigen Tressenhut. An der Baßstimme und an der langen Habichtsnase erkannten Wilibald und Anna mit einigem Schreck den gestrengen Herrn Marschkommissarius von gestern Abend, obgleich Krone und Mantel fehlten.

Er begrüßte Arnolden mit einem herablassenden Kopfnicken, kündigte sich als den pensionirten General Erlkönig an, und gab in kurzen Worten den Wunsch zu erkennen, auf seiner Reise hier zu übernachten.

Arnold hieß ihn, trotz seiner steigenden Verwunderung über den zahlreichen Besuch, doch recht freundlich willkommen, und bat, sich indeß neben

dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor niederzulassen.

Der General schritt langsam auf die Ruhebank zu. Wilibald und Anna wichen seinem Marsch von weitem aus, und zogen sich auf die Mutter zurück.

Kaum aber hatte der neue Gast Platz genommen, da gings abermals und zum fünftenmale an der Thüre: poch, poch, poch! — Und als Arnold halb lachend, halb ungeduldig: Herein! rief, da that sich die Thür weit auf, und herein schritt ein langer Mann in grünem Jagdkleide, den Hirschfänger über die Hüften geschnallt; die schwarzen Haare hingen ihm wild um das bleiche Gesicht. — Wilibald und Anna ahneten, daß dieß der tolle Jäger von gestern Abend seyn möchte, und Wilibald zog sich hinter den Ofen; Frau Elsbeth aber stand ganz starr vor Erstaunen, die Hände unter der Brust gefaltet, mit halb offnem Munde.

Der Jäger ging auf Arnolden zu, begrüßte ihn kurzweg, und sprach: er sey der Oberjägermeister von Hackelnberg, *) denke morgen eine große Jagd zu machen im Gebirge, und bitte daher um

*) Unter diesem Namen ist der sogenannte wilde Jäger in einem großen Theil von Deutschland bekannt.

Nachtquartier auf dem Waldhof, als wohin er sein Gefolge morgen früh beschieden.

Arnold hieß ihn freundlich willkommen, versicherte, sein ganzes Haus stehe zu seinen Diensten, und ersuchte ihn, unterdeß sich dort neben dem Herrn General, dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben, und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor niederzulassen.

Er hatte aber kaum ausgesprochen, da gings zum sechstenmale an der Thüre: poch, poch, poch! — Und ehe Arnold: Herein! rufen konnte, schob sich schniebend und schnaubend ein dicker Herr in die Stube, mit einem breiten feuerrothem Gesicht, in einen langen Ueberrock auf englisch gekleidet, neigte sich sehr höflich gegen Arnold und seine Frau, und meldete sich als den Kammerrath und Laternenkommissarius Feuermann an, der schon längst viel Gutes von Herrn Arnold vernommen und gewünscht habe, seine werthe Bekanntschaft zu machen.

Arnold dankte verbindlichst für die ihm erzeigte Ehre, und bat, er möchte indessen neben dem Herrn Oberjägermeister, dem Herrn General, dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben, und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor Platz nehmen.

Das geschah; und indem jetzt Arnold die sechs wunderlichen Bilder so in einer langen Reihe nebeneinander sitzen sah, steif und ohne Bewegung — den

Professor ausgenommen, der ein wenig mit den Beinen bammelte — die Augen alle starr auf ihn gerichtet, die mittelsten vier Gesichter bleich, fast leichenhaft, das Gesicht auf dem rechten Flügel und die Nase auf dem linken dagegen leuchtend in übernatürlichem Karfunkelschimmer, — da kam ihm die ganze Gesellschaft doch sehr sonderbar, und fast ein wenig unheimlich vor. Als ein Mann, der zu leben wußte, ließ er sich jedoch nichts davon merken, sondern erhob seine Stimme und sprach:

„Ich habe eine Bitte an euch, verehrte Frau und werthe Herrn! Da ich morgen dieses Haus und diese Gegend verlasse, so dachte ich heut meinen Abschiedschmaus zu geben; wider Verhoffen aber, und zu unserer nicht geringen Verwunderung sind die eingeladenen Gäste ausgeblieben. Daher ergehet mein freundliches Gesuch dahin, daß es euch sämmtlichen gefallen möge, an deren Stelle zu treten, mit uns fürlieb zu nehmen, und mir meinen Abschied feiern zu helfen.“

Da verneigten alle sechs Bilder zu gleicher Zeit sich gegen ihn, der Oberberg- und Hütteninspektor aber nahm das Wort, und erklärte im Namen Aller, wie sie es sämmtliche sich für eine Ehre schätzten, die Gäste eines so wackern Mannes zu seyn, zugleich aber auch sämmtliche verhofften, er werde es sich in dieser Gegend noch länger gefallen lassen.

Arnold antwortete darauf bloß mit einem Achselzucken, und Frau Elsbeth lief schnell nach der Küche, das Essen anzurichten, zwar immer noch voll Staunen und Verwunderung, doch aber im Herzen froh darüber, daß sie ihre Back- und Kochkunst nun doch nicht umsonst aufgewendet haben sollte.

Und als das Essen kam, setzte sich Arnold mit den Seinigen und seinen Gästen an den Tisch. Die jüngern Kinder, die jetzt erst die Gäste zu sehn kriegten, schienen sehr große Freude zu haben an den seltsamen Gesichtern und Gestalten, und Frau Elsbeth hatte nur genug zu winken und zu steuern, daß die Freude nicht allzulaut ward.

Bei der übrigen Gesellschaft ging es indessen im Anfang ziemlich still und einsylbig her, wie dies zu geschehen pflegt unter Leuten, die einander nicht recht kennen. Die Gäste sprachen wenig, und aßen auch wenig; ja zu Frau Elsbeths großem Verdrusse berührten sie die Speisen kaum, und thaten nur als ob sie äßen. Allein als der Wein kam, ließen sie sich nicht lange nöthigen, sondern kippten fleißig aus, und da Arnold immer fleißig wieder einschenkte, zeigte sich gar bald Leben und Feuer von allen Seiten. Die Gäste fingen an gesprächig zu werden, theils mit ihren Wirthen, doch mehr noch untereinander, wobei sie sich aber öfters zu vergessen schienen, indem sie die Unterhaltung in einer Sprache führten,

die Arnolden so gänzlich fremd und unbekannt war, daß er sich nicht erinnern konnte, je in seinem Leben nur etwas ähnliches vernommen zu haben. Auch war es kaum eine Sprache zu nennen; denn es bestand mehr aus einem ganz besonderen Zischen, Blasen, Pfeifen und Schnalzen, als aus wirklichen Worten.

Arnold und seine Frau hörten dem Schariwari mit dem größten Erstaunen zu, und die Kinder konnten sich des lauten Lachens darüber gar nicht länger erwehren.

Die rechte Lust ging aber erst an, als am Ende der Mahlzeit Mutter Elsbeth einen mächtigen Napf voll warmen Punsch auf die Tafel setzte, und die dampfenden Gläser fleißig angestoßen und aus dem Vollen geleert wurden. Die Fremden tranken auf die Gesundheit des braven Wirths und der angenehmen Wirthin, auf noch langen Besitz des Waldhofs, und, was Arnold freilich nicht recht verstand, auf fortgesetzte gute Nachbarschaft. Dabei fingen ihre Augen, je länger, je mehr, auf eine seltsame Weise, beinah wie die Augen der Katzen im Finstern, zu leuchten und zu strahlen an; ihr Gespräch unter einander ward immer lebhafter; dazwischen brachen sie oft in lautes Gelächter aus, und machten die allerpossirlichsten Gebehrden und Bewegungen dazu. Frau

Elsbeth sah ihren Mann bedenklich an, und Vater Arnold selbst schüttelte mit Befremden den Kopf.

Nun traf es sich indem, daß die Frau von Wassersleben zu trinken verlangte, und die Magd mit dem verlangten Wasser ein wenig zögerte; da faßte jene einen Zipfel ihres Schleiers auf, und preßte daraus das klarste Wasser in ein Glas.

Elsbeth hatte es mit Schrecken bemerkt, und wußte nicht, was sie davon denken sollte, und als sie in der Verwirrung darüber eine Lichtscheere ergriff, das Licht zu putzen, und es ausputzte, streckte der Kammerrath Feuermann, ihr Nachbar, schnell mit einer verbindlichen Miene die Hand aus dem langen Aermel hervor, und zündete das Licht auf der Stelle mit seinem Finger wieder an.

Das ging nun der guten Frau Elsbeth über den Scherz. Ein plötzliches Grauen ergriff sie vor den unbekannten Gästen. Sie schob erschrocken ihren Stuhl zurück und stand auf; Arnold und die Kinder folgten ihr. Die Gäste aber schienen ihr Entsetzen gar nicht zu bemerken, oder nicht darauf zu achten, sondern wurden nur immer lauter, schnitten dazu immer häßlichere Fratzen und Gesichter, und thaten ganz, als ob sie allein im Zimmer wären.

Die Stubenuhr schlug jetzt eben zwölf. Da sprang Professor Irrlicht endlich auf, schoß mit großer Behendigkeit einen Burzelbaum, und krähte: „Musik,

Musik, ihr lieben Leute! Musik herbei! Nun wollen wir eins tanzen.“ Der Oberjägermeister erhob sich, lief nach dem Fenster, riß es auf, und schrie: „Hup! hup!“ nach Jägerart hinaus. Sogleich ließ sich draußen ganz nahe Hundegebell und Hörnerklang vernehmen; die Fenster flogen auf, verschiedene Eulen und Uhus setzten sich in die Oeffnungen, und begleiteten mit ihrem angenehmen Gesange die Musikanten, die draußen aufspielten. Nun erhob sich auch die übrige Gesellschaft, und fing nach dieser höllischen Musik munter zu tanzen an.

Und mit jedem Augenblick wilder ward der Tanz, und immer ausgelassener wurden die Tänzer.

Der Oberberg- und Hütteninspektor warf jauchzend seine Perücke an die Decke, wo sie, zur großen Freude der Andern, an einem Nagel hängen blieb; Professor Irrlicht sprang sehr flink und gelenk auf allen Bänken, Tischen und Schränken herum, und seine Gestalt dehnte sich wunderbarer Weise bald zu einer ungebührlichen Länge aus, bald schrumpfte sie wieder unter das gewöhnliche Maaß zusammen; der Kammerrath Feuermann aber knöpfte unterweilen seinen Ueberrock auf, und es war recht entsetzlich anzusehen, wie er dann jedesmal einen glühenden Feuerregen auf die Tänzer schüttelte. Doch schien dieser letzte Scherz denselben besonders zu gefallen,

und begeisterte sie zu immer wüthenderm Jubel. Sie fingen an, einander in der Stube herum zu jagen und zu haschen, und dieser oder jener nahm unversehens eins von seinen Beinen in die Hand, und schlug damit wacker zu, oder warf auch wohl einem andern seinen eignen Kopf in den Rücken, und setzte ihn dann gelassen wieder auf, als ob es ein Hut wäre. Dabei wurden alle Stühle und Bänke umgeworfen, Gläser, Flaschen und Teller von dem Tisch heruntergerissen. Mutter Elsbeth schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Arnold hieß sie die Kinder in das Nebenzimmer bringen, doch in dem Augenblicke sprang der General Erlkönig auf sie zu, und rief: „Kinder dalassen! Kinder mitnehmen! Kinder mein seyn!“ Darüber begannen die Kinder zu weinen und zu schreien, und verkrochen sich hinter die Mutter; und Arnold trat entrüstet den Popanz an, und beschwerte sich über das ungeziemende Betragen, womit sie seine Gastfreiheit vergölten. Doch jener antwortete ihm darauf bloß: „Psch — schw — schw — glapp!“ *) und mischte sich wieder unter die Gesellschaft.

Da indeß eben der Oberberg- und Hütteninspektor vorübersprang, den Arnold noch für den Vernünftigsten hielt, so machte er sich an diesen, und

*) Ad libitum des Vorlesers vorzutragen.

bat ihn, dem Unwesen doch ein wenig zu steuern, und zu bedenken, daß sie sich hier nur als Gäste befänden. Allein der schnitt ihm eine abscheuliche Fratze entgegen, antwortete ihm bloß: „Pfü — — wisch!“ *) und sprang gleichfalls wieder unter die Uebrigen.

Der tolle Wirbel drehte sich immer rascher und unbändiger. Die Lichter löschten aus. Der Kammerrath, der seinen Ueberrock ganz abgeworfen hatte, erleuchtete nun mit seiner feurigen Gestalt allein die ganze Scene, und sprühte einen solchen Funkenregen um sich her, daß Arnold in der größten Angst schwebte, er werde ihm das Haus über dem Kopf anzünden. Am Ende mischten sich auch die Sänger darunter, die an den Fenstern saßen; selbst die Musikanten von draußen schienen an dem Feste Theil nehmen zu wollen, denn Hundegebell und Hörnerklang erschallte bald mitten in der Stube auf eine ohrenzerreißende Weise! der Oberjägermeister feuerte seine wüthende Jagd mit Hussa! und Hallo! noch immer mehr an, und dazwischen ließ sich General Erlkönigs Baßstimme vernehmen: „Kinder her! Kinder mitnehmen! Kinder mein seyn!“

In diesem höllischen Sabbath gingen Arnolds Worte, der noch immer steuern und vermahnen

---

*) Item wie oben.

wollte, gänzlich unter und verloren. Ja mit einemmale faßte ihn der rasende Knäuel selber; er mußte wider seinen Willen sich mit drehen, ward tüchtig hin und her gestoßen, und dankte Gott, als er endlich athemlos sich wie die andern in das Nebenzimmer retten konnte.

Dort war alles indeß in größter Angst und Noth. Die Kinder heulten und schrieen; Frau Elsbeth stand zitternd und händeringend; die Magd kniete vor dem Bette, und hatte den Kopf hinein gesteckt, um nichts mehr zu sehen und zu hören.

„Hätten wirs doch gestern dem Vater gesagt!“ sprach Wilibald weinend zu seiner Schwester, „so hätte der Vater das abscheuliche Volk heut gar nicht ins Haus gelassen.“

Aber Anna, die eine Weile still vor sich hin geschaut hatte, sprang jetzt schnell hinaus, und bald darauf, als eben der Lärm dort, und die Angst hier aufs allerhöchste gestiegen war, daß Vater Arnolden selber fast der Kopf anfing zu drehen, und er gar nicht mehr wußte, was er beginnen sollte, da trat sie plötzlich in die Thür des Vorderzimmers, wo die wilde Jagd tobte, indem sie etwas unter der Schürze verborgen trug, und rief mit lauter Stimme:

„Wohl aufgeschaut!
Der Morgen graut;
Der Tanz hat nun ein Ende!“

Und mit diesen Worten wickelte sie die Schürze auseinander, und der große Haushahn, den sie darunter verborgen getragen hatte, flatterte hervor, flog alsbald auf einen Kleiderschrank, schüttelte sich, und fing aus Leibeskräften an zu krähen.

Da ward es auf einmal ganz still in dem Zimmer, und alle standen und horchten auf.

Und der Hahn krähte zum zweitenmal. Da flogen die Eulen und Uhus schnell zum Fenster hinaus; die unsichtbare wilde Jagd folgte ihnen mit entsetzlichem Getöse; die übrige Gesellschaft lief in Verwirrung erschrocken durch einander.

Und zum drittenmale krähte der Hahn. Da war auf einmal alles wie weggeblasen und weggestoben. Anna stand ganz allein im Zimmer, und friedlich und freundlich schaute der Mond vom klaren Himmel durch die Fenster.

Arnold hatte ihrem Beginnen aus der Nebenstube zugesehn, sprang jetzt herbei, und herzte und küßte seine muthige und kluge Tochter. Auch die Andern wagten sich nun wieder aus ihrem Versteck hervor. Arnold befahl, Licht anzuzünden. Und als das Licht gebracht wurde, da sahen sie alle mit Erstaunen drei große Beutel auf dem Tische stehen, und drei große Zettel hingen daran, und auf dem ersten Zettel stand: „Zum Dank für freundliche Bewirthung!“

Auf dem zweiten: „Noch langer Besitz des Waldhofs!“

Auf dem dritten endlich: „Fernere gute Nachbarschaft!“

Und als Arnold die Beutel öffnete, fand er sie voll eitel alter harter Thaler. Auf dem Fußboden aber waren noch überdies eine Menge Goldstücke verstreut, die allem Anschein nach der Feuermann ausgesäet hatte, und auf Tischen und Schränken, überall wo der Professor Irrlicht hingesprungen, lagen ansehnliche Häuflein blanker Silberpfennige.

Die Freude über diesen Fund war groß, und so geschah es, daß Anna erst ganz zuletzt ein kostbares Halsband von sehr schönen Perlen an ihrem Halse gewahr wurde. Sie wußte selber nicht, wie sie dazu gekommen war, doch hielt es Mutter Elsbeth wohl nicht mit Unrecht für ein Geschenk der Frau von Wasserleben.

So war nun Arnold durch die Freigebigkeit seiner wunderlichen Gäste auf einmal wieder ein reicher Mann geworden.

Und er säumte nicht, seine Schulden zu bezahlen, brachte sein Hauswesen wieder in Ordnung auf das Beste, hatte auch bald die Freude, zu sehen, daß alles gedieh und blühete unter seinen Händen, wie zuvor, und lebte also mit den Seinigen in Glück und Frieden noch manches Jahr.

Das Perlenhalsband aber wird noch jetzt in der Familie aufbewahrt, zum Andenken an das wunderbare Gastmahl. Auch blieb des Oberberg- und Hütteninspektors steinflachsene Perücke an der Decke hängen, und ihr könnt sie heutiges Tages noch hängen sehen, wenn ihr einmal nach dem Waldhof kommt.

Das Schwert
und
die Schlangen.
Ein Mährchen in acht Kapiteln.

1816.

Erstes Kapitel.

Von der Oedenburg und ihren Bewohnern. Meister Ezzelino mit dem Dachsränzelein.

In einem tiefen, tiefen Thal, mitten im wilden Gebirge, da lebte einmal vor langer Zeit ein Mann mit seinem Sohn und zwei Knechten. Sie hatten sich ein geräumiges Haus in diese Einsamkeit hinein gebaut, und hatten es die Oedenburg genannt, denn öde war die Gegend ringsumher auf viele Stunden, und ihr Haus das einzige im ganzen Gebirge. Der Mann hieß Wolfgang, sein Sohn aber Raimund.

So hatten sie in diesem Thale miteinander gelebt seit 16 Jahren. Kein fremder Mensch war in dieser Zeit dahin gekommen. Niemand im ganzen Lande wußte von der Oedenburg. Raimunds Mutter, die mit dahin gezogen, war vor 10 Jahren bereits gestorben und Raimund jetzo 18 Jahr. Doch hätte ihn jeder willig für älter genommen, denn er war hoch und schlank aufgeschossen wie eine Tanne, und

gewaltig an Brust und Armen. Kein Felsen stand ihm zu hoch und steil, kein Strom war ihm zu mächtig, kein Wild zu schnell.

Da saß Wolfgang eines Abends mit ihm und mit den Knechten am Heerde. Die Männer sprachen untereinander von der Zeit, da sie noch unter den übrigen Menschen lebten. Raimund hörte zu und hatte viel zu fragen. Draußen aber machte sich der Sturm auf, warf die Wolken, die schon den ganzen Tag zusammengeballt am höchsten Gebirgsrücken gehangen hatten, herunter in die Thäler, und fuhr schnaubend und brausend durch den Tannenwald.

„Ist mirs doch," sagte Wolfgang auf einmal und horchte, — „ist mirs doch, als klopfte es draußen an der Thür. Was könnte das wohl seyn?"

„Es ist der Wind, Herr!" meinte Erich, der ältere von den Knechten.

„Ja, Wind!" rief Bolko der andre Knecht. „Wenn du das Wind nennen willst, was Hände und Füße hat. Zwei Hände und Füße sag' ich, auch wohl nach Gelegenheit einmal drei oder vier. Ich höre das Klopfen schon lange und weiß wohl, wer sich den Spaß macht. Aber man muß thun, als hörte man's nicht.

Indem klopfte es wieder ganz laut und vernehmlich. Wolfgang und Erich sahen einander verwundert an.

„Nun, so sieh' doch einmal hinaus, Bolko!" rief Wolfgang endlich. „Es könnte sich doch wohl einmal jemand verirrt haben."

Bolko schüttelte den Kopf. „Nehmts nicht für ungut, Herr; ich stecke meine Nase nicht zur Thür hinaus; denn wer steht mir denn dafür, daß ich sie nicht vielleicht noch einmal so lang wieder hereinbringe. Der liebe Gott hat mich ohnedies schon an diesem Theil meines Leibes über die Gebühr gesegnet, und den Herrn, der draußen pocht, den kenn' ich schon; der hat sein Gefallen an derlei Späßen."

Indessen Bolko so sprach, war Raimund bereits aufgestanden. Er zündete eine Kienfackel auf dem Heerde an und ging hinaus. Erich langte die blanke Streitaxt, die über ihm an der Wand hing, vom Nagel und folgte ihm.

Es dauerte nicht lange, so traten sie beide wieder herein mit einem kleinen Männlein. Das ging auf Herrn Wolfgang zu, grüßte ihn freundlich, und bat um Herberge für diese Nacht. Er heiße Meister Ezzelino, sey für gewöhnlich wohnhaft in der Stadt Padua in Welschland, pflege aber des Sommers herumzuwandern, da und dorten in den Gebirgen, um den geheimen Kräften der Natur auf die Spur zu gehn, die sich in Kräutern, Steinen und Metallen auf das wunderbarste an den Tag legen. So sey er denn auch hieher gekommen, und da sich diese

Gegend besonders reich erweise an den seltensten Dingen, habe ihn dies unvermerkt immer weiter in dieses Gebirge hinein verlockt, bis er nicht mehr gewußt wo aus noch ein, und gar herzlich froh gewesen sey, als er endlich in der Abenddämmerung von oben herab dieses Haus im Thale entdeckt habe.

Wolfgang hieß ihn willkommen und befahl Bolko'n, den Gast mit Speise und Trank zu erquicken. Bolko schob einen Tisch zum Feuer, und sorgte für alles Benöthigte; doch nahm er sich wohl in Acht, daß er dem Fremden nicht zu nahe kam.

Meister Ezzelino machte sichs bequem, legte seinen Mantel und ein kleines Dachsränzlein ab, das er auf dem Rücken trug, und setzte sich an den Tisch. Raimund sah ihm von der Seite zu, und hatte seine Freude an der wunderlichen Behendigkeit, mit der der Kleine aß und trank, wobei das rothe Spitzbärtlein an dessen Kinn sich possierlich auf und nieder bewegte.

„Nun," sagte der Gast endlich, „nun hab' ich eurer Gastfreundschaft redlich Bescheid gethan, nun bitt' ich um die Vergunst, daß ich euch gleichfalls bewirthen darf."

Er holte mit diesen Worten eine Flasche und 5 silberne Becher aus seinem Ränzlein und schenkte ein.

„Euer Meth ist gut,“ fuhr er fort, „aber ich denke, mein Wein auch. Er ist aus meinem Vaterlande.“

Als Wolfgang und Erich von Wein sprechen hörten, und die edle Gottesgabe so hell und klar wie lauteres Gold in den Bechern perlte, da war ihnen freilich beinah zu Muth, als wenn sie die Sonne seit 16 Jahren zum erstenmal wieder aufgehen sähen. Bolko aber trat dem Fremden schnell einige Schritte näher, ja der Muth wuchs ihm endlich so weit, daß er sich gleichfalls an dem Tisch ihm gegenüber niederließ.

Alle sprachen hierauf wacker zu. Auch Raimund schien Gefallen zu finden an dem neuen Getränk. So kamen sie der Flasche bald auf den Grund. Meister Ezzelino holte noch eine aus dem Ränzel, und noch eine. Raimund wunderte sich freilich ein wenig, wie die drei Flaschen darin Platz gehabt hatten. Die Andern aber nahmen daraus kein Arges und wurden bald gar munter und gesprächig.

Der fremde Gast wußte viel und mancherlei zu erzählen von den besondern Dingen, die er auf seinen Reisen gehört, gesehen oder erlebt hatte.

„Ja,“ sagte er endlich, „ich habe wohl mancherlei Wunderbares in der Welt erlebt, das Allersonderlichste aber doch, und was mit nichts anderm zu vergleichen steht, das ist die Geschichte von dem

Könige mit den Schlangen. Vielleicht ist sie euch schon bekannt. Die ganze Welt spricht ja davon.

Wolfgang bezeugte seine Unwissenheit und bat, er möchte ihnen doch die wunderbare Geschichte nicht vorenthalten.

„Nun, so wißt ihr doch wenigstens," sagte der Fremde, „daß das ganze Land dort auf der andern Seite des Gebirges von einem heidnischen sehr mächtigen König beherrscht wird, und daß dieser König Giselherr heißt?" —

„Ja, ja," rief Wolfgang, „das wissen wir nur gar zu gut!"

„So? Nun," sprach jener weiter, „dieser König Giselherr ist es, von dem ich spreche. Er war, wie ihr vielleicht auch wißt, der jüngste von drei Brüdern, und also nicht dazu bestimmt die Krone auf seinem Haupte zu tragen. Die beiden ältern aber starben nacheinander schnell hinweg." —

„Ja, ja, sie starben schnell hinweg!" unterbrach ihn Wolfgang, und lachte grimmig dazu.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte von dem König mit den Schlangen. Raimunds Schwur.

„Die beiden Brüder starben," fuhr der Fremde fort, „und Giselherr ward König. Das ist er nun gewesen mit Ruhm und Ehren manches Jahr, und was er in Krieg und Frieden noch so keck oft unternahm, das führt' er auch zu seinem Ziel und Ende aus, und seine Macht, sein Reichthum und sein Glück war in den Ländern weit und breit umher beinah zum Sprichwort geworden."

„Seit einem Jahr aber etwa hat sich alles plötzlich gewendet, König Giselherr ist jetzt der elendeste aller Menschen zu nennen, und um alle Schätze, die er aufgehäuft, möchte der schlechteste seiner Unterthanen nicht an seiner Stelle seyn."

„Das soll sich also zugetragen haben. Als er eines Tages nämlich, wie man erzählt, auf die Jagd geritten und von seinem Gefolge abgekommen war, gelangt er tief im Walde zu einer Felsenhöhle. Aus dieser Höhle kommt ihm ein seltsames Geräusch zu Ohr, fast wie ein heftiges Blasen oder Zischen, und da er meint, dieß rühre vielleicht von einer verborgenen Quelle her, steigt er vom Pferde und

geht hinein sich zu erquicken. Das Zischen und Blasen wird immer stärker, je weiter er vorwärts schreitet; doch von einer Quelle ist nirgends eine Spur, wohl aber sieht er plötzlich zu seinen Füßen zwei menschliche Gerippe liegen, und da er jetzo fast erschrocken um sich schaut, und seine Augen sich indeß an die Dämmerung in der Höle gewöhnt haben, sieht er auf dem Boden und an den Wänden neben ihm, und an dem Gewölbe über ihm sich alles regen und bewegen, und gewahret endlich, daß es tausend und abertausend Schlangen sind, die sich durcheinander ringeln, und ihn mit glänzenden Augen anstarren und mit gräßlichem Gezisch die Zungen ausstrecken nach ihm. Da sträubt sich sein Haar, das Entsetzen faßt ihm ins Mark seines Gebeins, und er taumelt zurück und wendet sich zur Flucht. In dem Augenblick aber schießen aus den beiden Menschengerippen zwei der größten Schlangen hervor, mit goldnen Kronen auf dem Kopfe, und folgen dem König nach, und obgleich dieser sein Pferd erreicht, und es über Berg und Thal, durch Sumpf und Moor in gestrecktem Laufe dahin treibt und meint den Schlangen zu entfliehen, so sind sie dennoch immer an des Rosses Hufen und erreichen die königliche Burg zu gleicher Zeit mit ihm. Hier laufen nun auf des Königs Ruf die Diener alsbald zusammen und wollen ihrem Herrn

zu Hülfe kommen, allein die Schlangen stellen sich mit halb aufgerichtetem Leibe an das innere Thor der Burg, durch das sich jener geflüchtet, und verwehren den Eintritt jedem, der sich naht. Aus ihren Augen schleicht allmählich sich das Grausen in Aller Brust, wie sie der furchtbaren Schildwacht gegenüber stehen, und endlich, als von einem plötzlichen Schreck ergriffen und geschlagen, stäubt der ganze Haufe auseinander. Die Schlangen aber bleiben unverwandt so stehen bis um Mitternacht. Da ringeln sie sich die Treppe hinauf und gerade nach des Königs Schlafgemach. Die Dienerschaft und alles Volk, das die unerhörte Mähr versammelt, sie hören draußen vor der Burg das Hülferufen ihres Herrn, sie hören sein Angstgeschrei, das aller Ohr und Herz zerreißt, doch keiner wagt sich in die Burg hinein; bis endlich, als der Morgen graut, die Schlangen an dem äußern Thor erscheinen und sich langsam an dem Abhang hinunter wälzen nach dem Walde zu.

„Und mit jeder Mitternacht seitdem sind auch die entsetzlichen Gäste wieder da und dringen in das Schlafgemach des Königs, kein Thor und Wall, kein Schloß und Riegel hält sie auf, und nagen und zehren bis der Morgen graut an seinem Herzen. Der kommende Tag heilt darauf die Wunden zu,

ergänzt das Verlorne, und die Gäste kommen um Mitternacht wieder zum vollen frischen Mahle.

Zwar haben sich seitdem der wackern Ritter und treuen Diener einige gefunden, die das unsägliche Elend ihres Herrn gejammert, und welche tief in ihrer tapfern Brust die Schmach gefühlt, ihn also hülflos und ohne Beistand solcher gräßlichen Qual zu überlassen, und diese haben sich um Mitternacht zu ihm begeben, muthig entschlossen ihn zu beschützen gegen seine Peiniger, und die Ungeheuer zu bekämpfen; allein zerfleischt und ohne Leben sind sie am andern Morgen auf den Stufen der Burg gefunden worden, und der unglückliche König Giselherr harret noch bis diese Stunde seines Befreiers und Erlösers.“

Der Fremde schwieg, da sprang Raimund empor von seinem Sitze, seine Augen funkelten. „So wahr mir Gott helfe, rief er, ich werde ihn befreien und erlösen!“

„Unsinniger!“ schrie Wolfgang zornig, „was beginnst du? Hier, wo Gott so sichtbarlich sein Rächeramt schon auf Erden verwaltet, willst du ihm frevelnd in den Arm fallen und sein Gericht aufhalten? Kennst du diesen König, den du von der gerechten Strafe zu befreien schwörst? Nun, so wisse, als sein Vater starb, da ließ er seine ältern Brüder beide heimlich ermorden, weil ihn nach der Krone gelüstete, er ließ sie ermorden mit Weib und

Kind, und wahrlich nicht an ihm hat es gelegen, daß die schändliche That nicht gänzlich so vollbracht ward, als er es wollte."

Raimund schwieg einige Augenblicke, dann reichte er jenem die Hand und sprach ruhig: „Vater, ich habe es so geschworen, und so will ich es auch thun."

Meister Ezzelino sprang schnell auf, zog Wolfgang auf die Seite, und redete heimlich mit ihm. Wolfgang hörte nachdenklich zu; dann wandte er sich, hob seine Augen gen Himmel und faltete die Hände, trat zu seinem Sohne und sprach mit feierlicher Stimme: „Wohlan, so ziehe hin, mein Sohn, und thue was dein Herz dich heißt. Ich sehe deinen raschen Schwur als Gottes Stimme an. Morgen mit dem frühsten brichst du auf. Meister Ezzelino wird dich begleiten."

Drittes Kapitel.

Das Alpenröslein. Raimund reist ab.

Die Morgendämmerung blickte oben kaum über den Bergen auf, und unten im tiefen Thal um die Oedenburg herbergte noch die Nacht, als Raimund schon von seinem Lager sprang. Er öffnete leise die Thür und nahm den Weg nach einem Hügel, der nicht weit hinter dem Hause lag. Auf diesem Hügel war seine Mutter begraben.

Er hatte seine Mutter sehr lieb gehabt, da sie noch lebte, und hielt das Andenken an sie gar hoch und werth. Jetzt aber wollte er nicht von dannen scheiden, ohne ihrem Grabe noch ein Lebewohl zurückzulassen.

Als er eine Weile still in Gedanken daneben gestanden hatte, schlugen die ersten rothen Strahlen der Morgensonne an den höchsten Gipfel des Gebirges, auf dem noch der Schnee lag, daß er wie ein König in seinem Purpurmantel über die dunkeln Rücken und Häupter der andern Berge weg ins Thal herab schaute; da nahm Raimund bei dem Schimmer ein Alpenröslein auf dem Grabe wahr, das gestern nicht da gestanden hatte und ihm auch sonst noch niemals hier vorgekommen war. Er sah es als einen Abschiedsgruß an, den die geliebte Mutter ihm herauf gesendet, pflückte es ab mit nassen Augen, und da indem eben der Klang des Hifthorns von der Oedenburg herüberschallte, der ihn rief, begab er sich auf den Rückweg.

Wolfgang und der Fremde harrten schon seiner. Alles war zur Abreise bereit. Auch Botko, der seinen jungen Herrn als Knappe begleiten sollte, hatte sich mit einem alten verrosteten Panzerhemde und einem mächtig langen Schwerte dazu gerüstet.

Wolfgang war sehr still und ernst. Er reichte seinem Sohn einen Ring mit hellfunkelnden Steinen

besetzt, und gebot ihm, denselben wohl zu verwahren; darauf schloß er ihn in seine Arme und segnete ihn, und gleichfalls still und ernst zogen die drei Wanderer von dannen.

Meister Ezzelino schien in dem Gebirge besser Bescheid zu wissen, als er gestern Abend vorgegeben hatte, denn er führte seine Gefährten einen andern und kürzern Weg hinauf, als beiden bekannt war. Die Sonne fing kaum an sich zu neigen, da standen sie bereits auf dem höchsten Rücken, und schauten auf der andern Seite hinab.

Zu ihren Füßen dehnte sich weithin ein finsterer ungeheurer Wald; jenseits des Waldes aber sahen sie ein wohlangebautes Land, und viele Dörfer, Städte und Burgen blinkten weiß im Sonnenschein.

„Schaut dort," sagte Meister Ezzelino, auf jenem fernen Berge, der so einzeln steht in der Ebene, da prangt die Burg des Königs Giselherr. Das ist dein Ziel, junger Degen. Dort harret dein ein schwerer Kampf. Du wirst ihn mit Ehren bestehen, ich baue fest auf dich. Aber merke wohl auf das, was ich dir jetzt zu sagen habe."

„Nicht durch deine Kraft allein kannst du die beiden Ungeheuer bezwingen und erlegen. Sie sind Kinder der Hölle, und Hölle bezwingt nicht bloße Tapferkeit. Nur ein gewisses Schwert, von besonderer Macht und Tugend, nur das mag deinem

tapfern Arm den Sieg verleihen. Dies Schwert ist jetzt in der Gewalt feindseliger Mächte, denen daran liegt, daß es nicht auf Erden herrsche, und diese haben es verborgen tief im Grunde unterirdischer Klüfte. Dort mußt du dir es holen. In jenen blauen Bergen, die sich schroff und zackig in seltsamen Gestalten uns zur Rechten erheben, da wirst du nähere Kunde finden. Dorthin also geht jetzt dein Weg. Ich aber kann dich nicht fürder begleiten. Doch wenn du in Noth bist, werde ich bei dir seyn. Ziehe hin und sey standhaft. Dem festen Willen ist die Welt unterthan. Dir aber, Freund Bolko, hinterlaß' ich mein Dachsränzlein. Das wird für euern Imbiß sorgen. Sey deinem Herren treu, und steh' ihm wacker zur Seite in der Gefahr."

Er reichte beiden die Hand zum Abschiede. „Doch noch eins!" fuhr er fort, „du bist nicht ritterlich gerüstet und geschmückt. Dort unten, wo der Rauch aus dem Walde steigt, da wohnt ein kunstreicher Waffenschmid. Dem bringe nur einen Gruß vom Meister Ezzelino, fordre was du brauchst, und lasse dich nicht abschrecken. Er ist ein wunderlicher Gesell, und öfters nicht bei Laune. Doch ist er grob, so sey nur wieder hübsch grob: so wirst du am besten mit ihm fertig. Es mag dein erstes Probestücklein seyn. Gott sey mit dir!"

Raimund und Volko hatten noch viele Fragen auf den Lippen, allein Meister Ezzelino verschwand in dem Augenblick hinter einem Felsenstücke.

Viertes Kapitel.

Das erste Abenteuer. Wie Raimund zu dem Schmid kommt.

Der Wald war dicht und wild verwachsen; von einem Pfade nirgends eine Spur. Raimund stieg von Zeit zu Zeit auf einen Baum, um die Richtung nach dem aufsteigenden Rauche nicht zu verlieren. So kamen die beiden Wanderer nur mit großer Beschwerde und langsam weiter. Raimund ging schweigend voran, der Knappe zog murrend und leise fluchend hinter drein.

„Nehmt mirs nicht übel, junger Herr," hob Volko endlich an, „ich kann nicht länger schweigen; mir frißt ein mörderlicher Groll an der Leber. Ich muß ersticken, wenn ich ihm nicht Luft mache. Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Der kleine Rothbart — ich möchte ihn gern anders betiteln, wenn wir nicht noch auf seinem Revier wären — der kleine Gottseybeiuns, den ich gar wohl kenne, oder ich will nicht Volko heißen, er übt hier wieder einen von seinen Streichen aus, gebt Acht, und hat

uns nur zum besten. Schon als ein Knabe hab' ich solche feine Stücklein von ihm erzählen hören. Ich sag' euch, an der ganzen Mähr von dem König mit den Schlangen ist kein wahres Wort."

„Schweig still!" sprach Raimund, „und gieb etwas zu essen her. Mich hungert."

„Mich auch," rief Bolko, „so wahr ich einen Magen habe! Aber ich bitte euch, bestellt euren Hunger auf ein andermal. Sagt lieber, es wäre alleweil' niemand zu Hause; er würde schlechte Unterhaltung finden. — Ja, seht mich nur nicht so groß an. Unser Vorrath ist heute Morgen rein aufgezehrt worden."

„Nun aber, Meister Ezzelinos Dachsränzlein?" rief Raimund.

„Ja," erwiederte Bolko, „Meister Ezzelino ist ein Ehrenmann. Er hat uns ein treffliches Mittel für die Augen mit auf den Weg gegeben. Ihr seht, was in dem Ränzlein ist, und wie es sich selber vor Verdruß darüber in tiefe Kummerfalten legt! Nichts ist darin, gar nichts! Es ist so leer, als wollt's meinem Magen mit gutem Beispiel vorangehn."

Raimund hieß ihn nur hinein zu fassen. Er zog kopfschüttelnd den Riemen auf und streckte die Hand hinein. Sogleich aber zog er sie mit großem Geschrei wieder heraus, und warf ein mächtiges Bund Nesseln und Disteln weit von sich hinweg. — „Nun,

seht ihr, seht ihr," schrie er, „wie boshaft der verdammte Kobold sein Spiel mit uns treibt! Ich hab's euch ja gesagt!"

Raimund nahm lachend den Sack auf, steckte die Hand hinein, und brachte alsbald eine Flasche Wein und ein weißes Brod heraus.

„Nun siehst du, siehst du," rief er, Meister Ezzelino ist doch ein Ehrenmann. Ein andermal halte nur deine Zunge im Zaum."

Da kam Bolko freudig herbeigesprungen, aß und trank und ließ den Meister hoch leben, und beide machten sich hierauf wieder mit frischem Muthe auf den Weg und gingen, und gingen immerzu.

Die Sonne war bereits hinter den Bergen; die Krähen flogen nach ihren Nestern, Eulen huschten leise durch den Wald, und Bolko fing schon wieder an halblaut mit sich selber zu reden und zu schimpfen: da klangen auf einmal helle Hammerschläge von ferne aus der Tiefe herauf. Die beiden Pilger nahmen freudig ihre Richtung dorthin. Es dauerte nicht lange, da sahen sie einen rothen Schimmer an den Wipfeln der Bäume, bald darauf flatterten einzelne Funken rasch hintereinander vor ihnen in die Höhe; es ward immer heller um sie, und nach einigen Schritten standen sie an dem Rande eines Bergkessels, und ihnen gegenüber an der andern Seite wölbten sich die schwarzen Felsen zu einem hohen

weiten Thor; durch das Thor schauten sie hinab in eine geräumige Höhle, darin war helle Glut, und dunkle Gestalten bewegten sich auf dem feurigen Hintergrunde hin und her.

„Hm,“ sagte Bolko, „das sieht wohl eher dem Eingang zur Hölle gleich, als einer Schmiedewerkstatt. Und dort hinunter wollt ihr?“

„Nun freilich!“ erwiederte Raimund, „bin ich doch darum hergekommen.“ Und damit schritt er den Abhang schnell hinab. Bolko folgte ihm kopfschüttelnd.

Als sie unten waren, erhub sich in der Höhle nach dem Takt der Hammerschläge ein Gesang von einigen rauhen Männerstimmen. Raimund blieb stehen und hörte sich das wunderliche Lied mit an.

Risch daran, Rasch darauf!
Rühr' dich, Gesell!
Hammer spring ab und auf:
Eisen glüht hell,
Freudig sprüht's Funken aus,
Daß bald ein Schwert wird drau's,
Risch daran, Rasch darauf!
Rüstig, Gesell!

Dunkel aus Grundes Nacht
Kommt's uns zum Schlag;

Hammers und Feuers Macht
Treibt's blank zu Tag,
Blank, daß sich klar und rein
Spiegelt der Himmel drein.
Risch daran, rasch darauf!
Rühr dich, Gesell!

Und so zur Nacht hinab,
Oder hinan,
Himmelwärts übers Grab
Wieder macht's Bahn.
Wähl' dir das Beste hier:
Heute mir, morgen dir!
Risch daran, rasch hinauf!
Schwerttod ist schön.

Das Lied gefiel Raimund. Er war neugierig die Sänger zu sehen, und ging rasch durch das Felsenthor in die Höhle hinein. Hier standen drei Knechte am Ambos und schlugen mit mächtigen Hämmern wacker drauf los, daß die Funken weit umher sprühten. Seitwärts aber saß ein Mann von schwarzem finstern Ansehn, der silberne Zierrathen mit kleinen Hämmerchen und Meißeln kunstreich ausarbeitete. Den hielt Raimund für den Meister, trat also zu ihm und begrüßte ihn freundlich.

Der Meister sah ihn scheel von der Seite an, erwiederte seinen Gruß nicht, sondern arbeitete fort.

Raimund erhob seine Stimme, in der Meinung, daß jener vor dem Getöse ihn nicht recht gehört habe und rief zum andernmale. „Guten Abend, lieber Meister!“

Da fuhr der Meister zornig auf und winkte seinen Knechten. Die ließen alsbald ihre Arbeit liegen, einer von ihnen machte sich an Volko, ergriff ihn bei den Schultern und schob ihn behend zur Höhle hinaus, die beiden andern aber faßten Raimunden unsanft an den Armen an, willens ihm ein Gleiches zu thun. Doch jetzt ergrimmte Raimund über den schnöden Empfang, machte sich schnell die Arme frei, packte die beiden Knechte mit gewaltiger Faust, und warf sie zur Erde, daß der Boden dröhnte; dann ging er auf den Meister zu, der aufgesprungen war und einen großen Hammer ergriffen hatte, unterlief ihn flink, faßte ihn beim Kragen und schleuderte ihn an die Felswand, daß ihm alle Gebeine erkrachten. Dabei schrie er mit donnernder Stimme. „Guten Abend, lieber Meister!“ Und da jener, von der Wand abprallend, ihm wieder entgegentaumelte, faßte er ihn abermals, schleuderte ihn wieder zurück, und indem er sein: guten Abend, lieber Meister! wiederholte,

machte er sich bereit, ihn also auch zum drittenmale zu empfangen.

Da schrie der Meister schnell: „Schön Dank! Schön Dank! Laßt's gut seyn. Ich habe es schon gehört.“ Und Kopf und Schultern reibend, setzte er hinzu: „Das muß wahr seyn, ihr habt eine besondere Art zu grüßen!“

„Ländlich, sittlich!“ erwiederte Raimund. „So hat mir mein Vater oft gesagt. Nach euerm Empfang meinte ich, es wäre hier der Gebrauch so.“

Der Meister Schmid lachte laut auf. „Ihr gefallt mir nicht übel, junger Gesell,“ sprach er, „und scheint mir mein Mann zu seyn. Was wollt ihr von mir?“

Raimund brachte ihm nun seinen freundlichen Gruß vom Meister Ezzelino, und trug ihm dann bescheiden sein Begehr vor.

„So, so!“ rief Meister Welf, „von dem kommt ihr! Warum habt ihr das nicht gleich gesagt? Das Feuer theilt einem, der immer damit zu schaffen hat, leicht etwas von seiner Natur mit, macht verdrießlich und zum schnellen Zorn geneigt. Auch treibt sich hier im Walde mancherlei Volk umher, und ihr, nehmt mirs nicht für ungut, mit euerm Bärenfell um die Schultern, und der Krummbeinige da mit seinem verrosteten Panzerhemd, ihr saht mir beide ein wenig verdächtig aus. Nun, dafür soll aber

bald Rath werden. Die beste Rüstung, die ich habe, steht euch zu Dienst. Ich meine, ihr werdet sie mit Ehren tragen, und meiner Arbeit keine Schande machen.“

Mit diesen Worten zündete er eine Fackel an, und führte Raimunden in eine anstoßende Felsenhöhle. Da hingen nun Rüstungen und Waffen von mancherlei Art und Gestalt umher. Dem jungen Kämpen schlug das Herz vor Freude bei dem Anblick. Meister Welf hieß ihn wählen. Er wählte sich nach langem Besehen und Ueberlegen endlich eine schöne blau angelaufene Stahlrüstung mit silbernen Nägeln und Verzierungen. Der Meister bestand darauf, er solle gleich versuchen, ob sie ihm gerecht sey, und Volko ward herbeigeholt, seinen Herrn zu wappnen.

Und als nun der junge Held von den Schultern bis auf die Füße herab ganz gerüstet hoch und herrlich vor ihnen stand, und das lichtbraune Haar in anmuthigen goldenen Wellen und Ringeln ihm vom Haupte herabfloß und die Augen ihm in der Freude seines Herzens leuchteten und strahlten wie das aufgehende Zwillingsgestirn, da konnten sie beide nicht satt werden, ihn zu betrachten, und Meister Welf sagte: „Wahrlich, der junge Gesell sieht schön und stattlich aus wie ein Königssohn, und weiß ich ihn mit niemand zu vergleichen, als mit Prinz Gundi-

bert, des jetzigen Königs Bruder, da er noch lebte und jung war.

Er ging und brachte einen trefflichen Helm herbei. Eine kunstreich gearbeitete silberne Schlange ringelte sich oben über die Wölbung hin.

Als Raimund die Schlange erblickte, rief er freudig: „Das ist ein gutes Zeichen, Meister, daß ihr mir grade diesen Helm bringt!“ Und er erzählte ihm nun, in welcher Absicht er sich aufgemacht, und wie er jetzt nach den blauen Bergen gegen Morgen ziehe, um sich dort zuvor das Schwert zu holen, mit welchem er zu siegen hoffe.

„Wahrlich,“ sagte der Schmid, „ihr habt nichts Geringes unternommen, doch scheint ihr mir grade der Mann unter Tausenden, dem es vielleicht gelingen möchte. Ruht euch nur diese Nacht bei mir aus; morgen will ich euch den Weg beschreiben, den ihr zu nehmen habt. Die Rüstung übrigens geht auf Meister Ezzelinos Rechnung.“

Fünftes Kapitel.

Das zweite Abenteuer. Thorhilde und die Waldkönigin.

Als Raimund am andern Morgen zur Abreise gerüstet aus der Höhle trat, fand er zwei gesattelte Rosse zu seinem Gebrauch.

„Das geht alles auf Meister Ezzelinos Rechnung,“ antwortete der Schmid auf seine Frage. „Die Zahlung ist mir gewiß.“

Hierauf wies er ihn mit kurzen Worten an, wie er ein Roß zu besteigen und zu führen habe, und obgleich Raimund noch niemals zu Pferde gesessen hatte, wußte er sich doch sehr bald darin zu finden, und tummelte den muthigen Braunen wacker auf dem Rasen hin und her. Dann nahm er freundlich Abschied von Meister Welf und trabte mit seinem Knappen frisch in den Wald hinein.

Sie ritten immer so fort, wie ihnen der Weg bezeichnet war. Meister Welf hatte ihnen verheißen, daß sie noch vor Sonnenuntergang aus dem Walde kommen sollten. Allein die Sonne ging unter, die Nacht brach ein, und noch immer zeigte sich des Waldes kein Ende.

„Aus dem Walde kommen!“ brummte Bolko. „Ja, hat sich was! Wir kommen immer tiefer hinein. Wenn wir nur noch acht Tage so drin herumreiten, so mögen wir von Glück sagen. Vielleicht finden wir in unserm ganzen Leben keinen Ausgang. Ich hab' mirs gleich gedacht. Der Meister Welf läßt euch den kräftigen guten Abend von gestern nicht so hingehen. Wer weiß, in welchen höllischen Abgrund uns dieser Weg führt!

„Still!“ rief Raimund und hielt sein Pferd an. „War mirs doch, als hört' ich das Hifthorn von der Oedenburg!“

Bolko seufzte: „Ach, du gute Oedenburg! Ich wollte, ihr hättet recht gehört, und wir wären zu Hause!“

Indem hörten sie in der That ganz deutlich den Klang eines Hifthorns in der Ferne. Bald gesellte sich Hundegebell und wildes Geschrei dazu, und der Lärm kam immer näher.

„Gebt eurem Pferde die Sporen!“ schrie Bolko. „Macht daß wir fortkommen. Das ist die heidnische Waldkönigin Diana, die alleweile mit ihren Strigholden und anderm heidnischen Weibsvolke das nächtliche Reiten anstellt durch ihr Gebiet. Kommt ihnen ein Christenmensch in den Weg, so ist er verloren! — Macht fort, reitet zu, daß wir ihr noch entwischen!“

Allein Raimund meinte, das sey nicht Noth. Wie Vater Wolfgang ihm oft gesagt, hätten die bösen Geister keine Gewalt über den, der sich selbst keiner bösen That bewußt sey, noch böse Gedanken in sich hege, und so wolle er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einmal solchem nächtlichen Unwesen in der Nähe zuzusehen.

Sie waren unter diesen Reden ganz langsam fortgeritten und kamen jetzt auf einen freien Platz.

Da hörten sie plötzlich raschen Hufschlag hinter sich, sahen etwas weißes durch die Bäume schimmern, und erkannten endlich bei dem schwachen Dämmerlichte, welches der Tag noch zurückgelassen hatte, eine weibliche Gestalt auf einem weißen Pferde. Das kam in gestrecktem Laufe grade auf sie zu.

„Das ist sie! das ist sie!“ schrie Bolko. „Gott steh' uns bei!“

Raimund wandte sein Pferd und hielt.

Als die Reiterin ganz nahe gekommen war, hielt sie gleichfalls ihr Roß an, sprang herab, und indem sie sich vor Raimunden auf die Knie warf, flehte sie ihn mit rührender Stimme um Hülfe und Schutz vor ihren Verfolgern an.

„Das ist euch gewährt, Jungfrau!“ sprach Raimund. „Steigt nur wieder zu Pferd und haltet euch dicht bei mir. Mit Gottes Hülfe denk' ich euch zu beschützen gegen jedermann.“

Er hatte kaum ausgesprochen und die Jungfrau kaum Zeit, nach seinem Geheiß zu thun, da war der höllische Lärm, den sie von fern gehört, auch schon ganz nahe; von allen Seiten brach es durch die Gebüsche; der ganze Platz füllte sich mit wunderlichen Gestalten an. Es waren, so viel sich erkennen ließ, lauter Weiber, die auf Pferden, Hirschen, Einhörnern und sonst auf abenteuerlichen Thieren einherritten. Sie umringten Raimunden mit ent-

setzlichem Lärmen und Geheul und schrien: Gieb sie raus! Gieb sie raus! Mitten durch das Gewimmel aber sprengte auf einem schwarzen Rosse eine hohe stattliche Frau daher. Sie war grün gekleidet; auf ihrem Haupte trug sie einen halben Mond von kostbaren Steinen, wie es schien, und dieser strahlte mit so hellem Lichte, daß er den wirklichen Mond am Himmel darin noch übertraf, und weit umher alles erleuchtete.

„Wohin gehst du?“ sprach sie zu Raimund. „Wohin willst du, schöner Knabe, Heldensohn? Kehre um! Du gehst in deinen Tod. Kehre um, komm mit mir. Glück und Ruhm verheiß ich dir, wie keiner noch besessen hier auf Erden. Schöner Knabe, Heldensohn, König dereinst, komm mit mir!

Raimunden war nicht anders zu Muth, als ob die Stimme tief in sein Innerstes dränge und sein Herz auflöste in Lust und Sehnsucht; und als er ihr, die sprach, ins Gesicht schaute, vermochte er seine Augen nicht mehr abzuwenden, er fühlte sich wie trunken und taumelnd, eine wunderbare Glut brannte in seinen Adern, und halb bewußtlos wie er war, kam es ihm vor, als ob die Blicke, die die schöne Jägerin aus ihren dunkeln Augen auf ihn schoß, ihn mit einem feurigen Netz umwebten und umstrickten, und ihn mit Gewalt hinüberzögen zu ihr.

Da drängte sich die Jungfrau ihm zur Seit-

hart an ihn und ergriff ängstlich seine Hand, ihn mit sich fortzuziehen. Halb unwillig wandte er sich nach ihr; doch als er in das bleiche und doch so schöne Gesicht sah, und in die blauen Augen, die so flehend nach ihm aufblickten, da fühlte er sich plötzlich im Innersten verwandelt; er wußte nicht wie es kam, daß ihm seine Mutter einfiel, wie sie oft mit den milden blauen Augen ihn so freundlich und doch so wehmüthig angesehn, und er faßte schnell nach der Alpenrose von ihrem Grabe, die er in seiner Schärpe verwahrt trug, und zog sie hervor, und in dem Augenblicke war es, als ob ein Sturmwind unter den Haufen führe, der ihn umgab. Mit entsetzlichem Geheul und Geschrei stäubte er auseinander, und Raimund, von plötzlichem Grausen erfaßt, nahm das Pferd der Jungfrau beim Zügel und sprengte mit ihr davon, ohne sich weiter umzusehn.

Ein gräuliches Ungewitter erhob sich und tobte hinter ihnen her mit Sturm und Hagel, Donnern und Blitzen, und durch das Toben hindurch vernahmen sie das Geschrei und Geheul der Weiber, die sie verfolgten, und da Bolko nicht so rasch nachkommen konnte, fiel er ihnen in die Hände und sie setzten ihm mit Stoßen und Schlagen, Zwicken und Kneipen so mörderlich zu, daß er vor Angst lauter schrie und brüllte, als alle die Weiber miteinander.

Endlich ward der Wald lichter; bald erreichten

sie das Freie und hielten an. Bolko stürzte athemlos herbei, Roß und Reiter mit Schweiß und Schaum bedeckt.

„Nun, junger Herr," schrie er, ihr werdet an euern Fürwitz gedenken, wie ich! Und solltet ihr die Geschichte jemals vergessen, so habt ihr an mir ein stetes Erinnerungsbuch bei euch; denn auf meiner Haut steht sie wie auf einem alten Pergament mit blauen Buchstaben so deutlich und nachdrücklich geschrieben, daß sie die Engel, die mit der Posaune zum jüngsten Tage blasen, noch darauf werden lesen können."

Er begann darauf im Weiterreiten nach seiner Art auf den Schmid sowohl als Meister Ezzelino zu schimpfen, und beide zu verwünschen, bis ihn ein heftiger Blitz und Donnerschlag schnell zum Schweigen brachte.

Bei dem Blitze aber wurden sie gewahr, daß ihnen ganz nahe zur Seite auf einem Hügel eine alte Burg sich erhob mit vielen Thürmen und seltsam ausgezackten Mauern und Zinnen.

„Wenn mich nicht alles trügt," rief die Jungfrau, so bin ich hier am Ziele meiner Reise. Denn so ward mir die Burg beschrieben, wo ich das finden soll, was ich suche."

„Ihr sollt wissen, edler Ritter, fuhr sie fort, daß ich Thorhilda heiße und eine Tochter des Königs bin, der dieses Land beherrscht."

„Des Königs Giselherr?“ rief Raimund, mit Verwunderung.

„Desselben!“ erwiederte Thorhilda. „Wenn ihr seinen Namen kennt, so kennt ihr auch ohne Zweifel sein unerhört entsetzliches Schicksal. In der Hoffnung, es wenigstens zu mindern, bin ich ausgezogen. Denn die Herrin dieser Burg soll im Besitze einer Laute seyn, deren wunderbare Töne alle Schmerzen lindern und manchem bösen Zauber widerstehn. Durch einen Zufall kam ich heute gegen Abend von meinen Begleitern ab, und fiel der wilden Weiberschaar in die Hände, von deren Verfolgung ihr mich so großmüthig befreitet.“

„Nun, beim Himmel! — rief Raimund aus — das kann sich nicht seltsamer treffen! Auch ich bin ausgezogen, eurem Vater zu Hülfe und Rettung.“ — Und damit erzählte er ihr, wie alles gekommen, und unter diesem Gespräche ritten sie in die Burg.

Sechstes Kapitel.

Das dritte Abenteuer. Was sich mit Bolko in der Burg zugetragen.

Raimund sowohl als Thorhilda waren von der Burgfrau freundlich und liebreich aufgenommen worden. Raimund hatte manchen guten Rath von ihr erhalten, wie er zu dem Wunderschwert gelangen

möchte, und Thorhildens Schönheit und stille Anmuth hatte schnell ihr Herz gewonnen. Sie zeigte sich bereit ihr Verlangen zu erfüllen, und Raimund beschloß am andern Morgen weiter zu ziehen, so gern er auch noch dort geblieben wäre, denn er dachte allezeit an Vater Wolfgangs Sprüchlein: Selber, Hintereinander und Behend, die bringen alles wohlzu End'.

Bolko hatte sich's indessen wohl seyn lassen mit den drei Zwergen, welche die Bedienung in der Burg versahen, die sich als muntere Gesellen zeigten und ihren Gast aufs beste bewirtheten. Dabei war denn zuletzt auch das Dachsränzlein zu Rathe gezogen worden, und hatte die lustige Cumpanschaft mit mancher Flasche so wohl berathen, daß sie endlich sammt und sonders mit einem guten Rausche versehen zu Bette taumelten.

Diesen mochte Bolko nun wohl noch nicht völlig ausgeschlafen haben, als die Morgensonne, die grade auf seine Augen schien, ihn aus dem Schlafe weckte; denn indem er sich an den Befehl seines Herrn erinnerte, frühzeitig bei der Hand zu seyn, und in den Hof gehen wollte, nach den Pferden zu sehen, stieg er, anstatt die Treppe hinabzusteigen, vielmehr eine Treppe hinan, und wunderte sich nicht wenig, als er hier, statt nach seiner Meinung in den Stall zu kommen, in ein hochgewölbtes, reiches Gemach trat. Spiegelblanke Säulen von Marmor

standen ringsum an den Wänden, und zwischen den Säulen riesengroße Bilder von Erz und Stein. Bolko betrachtete alles mit Erstaunen, und da er gegenüber noch eine halboffne Thür gewahrte, konnte er dem Verlangen nicht widerstehn, sich weiter umzusehn, und trat in eine zweite Halle, die auf ähnliche Weise, aber statt der Bildsäulen mit großen Gemälden an den Wänden ausgeschmückt war. Hier befand er sich nun recht in seinem Elemente, denn sein Vater war ein Maler gewesen, und hätte den Sohn gleichfalls zu seiner Kunst erzogen, wenn er nicht frühzeitig weggestorben wäre. Von daher blieb Bolko indeß allzeit eine große Neigung zur Malerei.

Er lief nun hier mit einem besondern Vergnügen vor den herrlichen Bildern auf und nieder, und wußte gar nicht, wo er anfangen sollte zu schauen. In dieser Unruhe stieß er auf die Thür zu einem dritten Gemache, öffnete sie gleichfalls, und sah sich nun mitten in einer großen Malerwerkstätte, auf der Wand ihm gegenüber aber ein treffliches Gemälde von vielen Figuren in ganz veralteter Tracht, dessen Farben jedoch so lebhaft und frisch waren, als hätte der Meister eben erst die letzte Hand daran gelegt. Allein zu seiner Verwunderung bemerkte er in der Mitte desselben einen ganz leeren weißen Raum: das kam ihm sehr seltsam und fast ärgerlich vor, und je länger er das Bild betrachtete, desto

ärgerlicher und unerträglicher ward ihm der weiße Fleck, und er fühlte eine große Begier, diesem häßlichen Uebelstand abzuhelfen, so daß er endlich schnell nach einem Pinsel griff, und sich einige Farbentöpfe zusammentrug, um den Fleck zu übermalen. Da er nun dabei einem großen Spiegel gegenüber kam, und sich selbst darin erblickte, fiel er auf den Gedanken, sein eignes Bild in dem leeren Raume anzubringen, welches er auch auf der Stelle ins Werk setzte.

Die Arbeit ging ihm über die Maßen gut von statten; der Pinsel flog in seiner Hand, und in kurzer Zeit sah er sein wohlgetroffenes Ebenbild in Lebensgröße vor sich stehn. Darüber spürte er nun großes Vergnügen. Er beäugelte das Bild von allen Seiten mit Wohlgefallen, und trat endlich auch vor den Spiegel, um es darin zu betrachten, wie die Maler pflegen. Hier kam es ihm noch weit schöner, ja in der That fast als wie lebendig vor, und er nickte ihm in der Freude seines Herzens einen freundlichen Gruß zu. Doch siehe! Da däuchte ihm auf einmal, als nicke das Bild wieder zurück. Ein wenig erschrocken, und in der Meinung, daß ihn der Spiegel getäuscht, kehrte er sich schnell um, ging einige Schritte gegen das Bild, blieb dann stehen und wiederholte seinen Gruß. Und siehe! Das Bild fing an die Augen zu drehen, verzerrte das Gesicht zu einem freundlichen Grinsen und nick-

ganz deutlich dreimal mit dem Kopfe. Darüber kam Bolko doch ein Grausen an, es lief ihm kalt über den Rücken, und er zog sich langsam, die Augen immer gegen das Bild gewendet, nach der Thüre. Allein so wie er zurückwich, fing auch das Bild an Arme und Beine zu bewegen, als wollte es ihm folgen; zu gleicher Zeit wurden auch die andern Figuren an der Wand lebendig, regten die Glieder und nickten mit den Köpfen, und endlich schritten sie alle miteinander, Männer, Weiber und Kinder, wirklich aus der Wand heraus und grade auf Bolko zu. Dieser aber rannte nun voll Entsetzen nach der Thür, und glaubte sich durch die Flucht von der ungebetenen Begleitung los zu machen; allein als er in die anstoßende Gemäldehalle stürzte, waren dort die Figuren aus den Wandbildern sämmtlich auch schon in voller Bewegung und kamen ihm entgegen und nickten mit den Köpfen. Zugleich hörte er die aus dem ersten Zimmer hinter sich her schlürfen und rascheln, und erblickte dicht neben sich sein Ebenbild, welches alle seine Bewegungen und Geberden wie ein Spiegel aufs getreuste nachahmte oder vielmehr zu gleicher Zeit mit ihm machte. Das brachte ihn nun vollends außer sich. Halb bewußtlos ohne Athem sprang er in das folgende Gemach. Aber, o Entsetzen! auch hier stiegen die Riesenbilder von Erz und Stein eben von ihren Fußgestellen, mar-

schirten in bester Ordnung, mit schweren Tritten, tapp! tapp! daß die Fenster klirrten, nach dem Ausgang, stellten sich dort in einer langen Reihe vor die Thür, so daß an kein Entwischen zu denken war, und begrüßten Volko gleichfalls mit langsamem und feierlichem Kopfnicken.

In der Todesangst rannte er nun hin und wieder, sein Conterfei immer mit ihm, und suchte nach einem Ausweg und konnte keinen finden, und von der andern Seite her raschelte und schlürfte die gemalte Gesellschaft ihm immer näher auf den Leib und warf ihm entsetzliche Blicke zu, während dort die großen blinden Augen der Bildsäulen ihn auf eine fast noch gräßlichere Weise anstarrten. Endlich da er sich nicht mehr zu retten noch zu helfen wußte, warf er sich platt auf den Boden nieder und fing aus allen Leibeskräften an um Hülfe zu schreien.

Unter dieser Zeit hatte Raimund, zur Abreise gerüstet, seinen Knappen überall vergebens gesucht und gerufen, bis er endlich das gewaltige Tapp! Tapp! über sich vernahm, wovon die ganze Burg erdröhnte, und bald darauf auch Volkos Geschrei hörte. Sogleich lief er die Treppe hinan, und die Burgfrau, die das Vorgegangene zu ahnen schien, folgte ihm nach.

Hier erblickten sie nun mit Erstaunen das wun-

derliche Schauspiel. Die Burgfrau aber sprach mit feierlicher Stimme:

»Traum von Farben, Erz und Stein,
Scheinen sollst du nur, nicht seyn!«

und berührte eines der steinernen Bilder mit einem kleinen Malerstäbchen, das sie in der Hand trug. Sogleich stob die ganze Versammlung auseinander; die Bildsäulen standen im Nu wieder auf ihren Fußgestellen, und die andern Gestalten nahmen ihre Plätze wieder in den Wandgemälden ein wie zuvor.

Allein nicht also geschah es mit Bolkos Ebenbilde. Die Burgfrau berührte es umsonst mit ihrem Stäbchen; es bezeigte nicht die geringste Lust, sich wieder an seinen Platz zu verfügen, sondern begleitete Bolko auf allen Tritten und Schritten und stieg endlich mit ihm sogar die Treppe hinab in den Hof, wo die Pferde bereits gesattelt standen.

„Wohl! Wohl! sagte die Burgfrau lächelnd, ich merke wer du bist. Du wirst dich nun schon drein ergeben müssen, Bolko. Ich kann dir nicht helfen.“

Bolko aber, als er die Pferde sah, dachte sich doch vielleicht noch selber zu helfen. Als daher Raimund Abschied genommen hatte von der Burgfrau und von Thorhilden, und eben aufsitzen wollte, da sprang jener auf einmal wie der Blitz auf sein Pferd und jagte davon in der Meinung, daß sein Conter=

sei ihm so schnell nicht würde folgen können. Doch indem er sich nach ihm umsehen wollte, wo es geblieben, da saß es auch schon wieder hinter ihm und grinste ihm freundlich über die Schulter entgegen.

„Nun denn, schrie er, indem er vom Pferde sprang, — beim heiligen Antonius, der in seiner Wüste nicht tolleres Zeug erlebt hat, als ich heute: ich ergebe mich! Ist es mir in Zeit von 40 Jahren gelungen, mich an mich selber zu gewöhnen, ja sogar mich recht leidlich lieb zu gewinnen, so kann es mir wohl auch mit dir so gehen, der du ja mein Bruder und zugleich mein Sohn bist. Der Himmel gebe mir nur gehörige Zeit dazu!“

Lachend befahl die Burgfrau noch ein Pferd herbeizuführen für Volkos Conterfei, lachend erfüllten die Zwerge den Befehl, und lachend trabte Raimund mit seinem Volko Nummer 1 und Volko Nummer 2 zum Thore hinaus.

Siebentes Kapitel.

Das vierte Abenteuer. Wie Raimund sich das Schwert gewinnt.

Der Tag ging auf die Neige, als Raimund mit seinen zwei Knappen von einer Anhöhe herab die blauen Berge ganz nahe vor sich liegen sah.

In tausend und aber tausend einzelnen Klippen

Säulen, Pfeilern und Thürmen starrten die grauen Felsen zum Himmel empor wie Trümmer einer ungeheuren Riesenstadt, Raimund ritt grade darauf zu und folgte einem Wege, der in das Innere dieses Felsenwaldes zu führen schien. Immer nackter und schroffer wurde das Gestein, immer seltsamer seine Gestalten, so daß es bald mit mancherlei Thieren, bald selbst mit Menschen zu vergleichen war. Endlich gelangten sie auf einen runden Platz, der ringsum mit einer steilen, glatten Felswand umgeben war und keinen andern Ausweg zu haben schien, als den, durch welchen sie kamen. Ihnen gegenüber rauschte ein starker Bach wie ein breiter Wasservorhang an der Steinwand hoch herab.

„Nun, wie weiter, Bolkochen? sprach Bolko zu seinem Ebenbilde, an dessen Begleitung er sich bereits so weit gewöhnt hatte, daß er anfing allerlei Possen mit ihm zu treiben. „Sprich doch nur endlich einmal ein Wort! Ich kann solche stumme Gesellschaft nicht leiden; und du schlägst wahrhaftig ganz aus der Art, mein Söhnchen.“

Aber jener, ob er gleich wie gewöhnlich die Lippen bewegte, so lange als Bolko sprach, brachte er doch keinen Laut aus seinem Munde.

„Hier durch das Wasser geht unser Weg!“ rief Raimund, und ohne weiter auf Bolko zu hören, der ihm die Unmöglichkeit vorstellte, ritt er gerade mit-

ten in den Wasservorhang hinein. Bolko hatte keine Lust, allein zurück zu bleiben, und mußte sich also entschließen, ihm zu folgen.

Sie kamen alsbald in eine schmale Kluft, die hinter dem Wasser durch den Felsen ging, und sahen nach einer Weile wieder den blauen Himmel über sich. Doch war ihnen dadurch nicht viel geholfen, denn sie bemerkten bald, daß der Platz, auf dem sie sich befanden, gleichfalls rund um eingeschlossen war und nirgends weiter einen Ausgang zeigte. Vergebens untersuchte Raimund den ganzen Umkreis genau, bis zu einer Höhe von mehr als hundert Ellen hinauf war das Gestein überall so steil und glatt wie eine Mauer.

„Nun, hier hat die Welt ein Ende, rief Bolko, und hoffentlich auch unsre Reise! Laßt uns nur gleich umkehren. Es ist nicht anders; wenn nicht etwa Meister Ezzelino der Taschenspieler kommt, und uns auf der Stelle in Vöglein verwandelt, so müßt ihr euch schon drein geben.“ — „Aber seht nur, wie wunderlich! fuhr er fort, ich spreche vom Meister Ezzelino, und da sitzt er ja leibhaftig vor uns.“ — Er zeigte bei diesem Worte auf einen mächtigen Felsenberg, der sich im Hintergrunde ihnen gegenüber bis in die Wolken erhob, und Raimund fand in der That, daß der Berg ganz so aussah, wie ein in Stein gehauenes ungeheures Riesenbild vom Meister

Ezzelino. Sogar das rothe Spitzbärtlein war nicht vergessen.

Indem sie aber noch mit Erstaunen das seltsame Naturspiel betrachteten, und ihnen die einzelnen Züge des Bildes immer deutlicher hervortraten, kam es ihnen auf einmal vor, als ob der Kopf desselben anfinge sich zu bewegen, und in demselben Augenblicke löste sich ein gewaltiger Felsblock ab, der die Nase vorstellte, und wohl so groß war wie ein Haus, und fiel krachend herunter. Der Kopf selbst folgte bald hinterdrein, Hände und Arme lösten sich gleichfalls, und endlich stürzte die ganze Gestalt mit einem entsetzlichen Donnergeprassel in sich zusammen. Raimund und seine Gefährten konnten sich kaum vor den Felsenstücken retten, die bis zu ihnen herabgerollt und gesprungen kamen und wurden von einer Wolke von Sand und Staub so dicht eingehüllt, daß keiner den andern sah. Als sich diese aber nach einer Weile wieder zertheilt hatte, bemerkte Raimund alsbald zu seiner großen Freude, daß nun über die Trümmer des zusammengestürzten Berges hinweg die schroffe Felsenwand ganz bequem zu ersteigen seyn würde; er sprang daher vom Pferde, hieß Bolkon ein gleiches thun, und schritt, Meister Ezzelino laut preisend, über die Felsblöcke, wie über eine Treppe, schnell hinan.

Hier verwandelte sich nun auf einmal der Schau-

platz. Sie meinten aus dem Leben plötzlich in das starre Reich des Todes versetzt zu seyn. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, war zu sehen; nicht einmal ein dürftiges Moos hatte sich an die zakkigen, schwarzen Klippen gewagt, die gleich den Schlacken einer in Feuer aufgegangenen Welt um sie her standen. Rothe und gelbe Schwefelkrystalle schauten aus den Ritzen des verbrannten Gesteins wie grelle Flammen aus der Nacht.

Um desto mehr verwunderten sie sich, als sie bald darauf an dem Eingang einer Höhle einen Baum stehen sahen, der zwar keine Blätter, an seinen nackten Zweigen aber die schönsten goldfarbenen Früchte trug. Volko konnte dem Gelüste nicht widerstehen, von den herrlichen Früchten zu kosten, und obgleich Raimund ihn warnte, pflückte er einige ab und aß. Sein Conterfei that desgleichen, und verdrehte die Augen und schmatzte vor Vergnügen, und siehe da! auf einmal rief es mit lauter Stimme: „Ach! Ach! das schmeckt!“

Raimund und Volko erstaunten nicht wenig, daß ihr stummer Gefährte so plötzlich zur Sprache gelangt war; dieser aber fuhr fort zu schmatzen und zu schwatzen, und Volko freute sich darüber weil er nun, meinte er, jemand hätte, mit dem er sich unterhalten könne, wenn sein Herr nicht auf ihn hören wollte. Allein seine Freude verkehrte sich bald

in Verdruß: so oft er anfing zu sprechen, ließ ihn jener gar nicht mehr zu Worte kommen, ja er wurde bald gewahr, daß sie die Rollen gänzlich mit einander vertauscht hatten; denn anstatt daß sein Ebenbild bisher ihm alle seine Bewegungen nachgemacht hatte, so fühlte er sich jetzt im Gegentheil zu seinem großen Schrecken gezwungen, selbst alles zu thun, was jenes that. Davon erhielt er bald den deutlichsten Beweis. Als nämlich Raimund sich anschickte in die Höhle hinab zu steigen, grausete Volkon vor der Finsterniß darin, und er wäre hier gern zurückgeblieben, hatte auch bereits die Erlaubniß dazu von seinem Herrn: allein da Volko Nummer 2 immer munter vorwärts schritt, fühlte Volko Nummer 1 trotz aller Gegenrede, trotz allem Fluchen und Schimpfen, seine Füße wider Willen fortgezogen, und mußte jenem folgen in den schwarzen Schlund hinab.

Hier gingen sie nun im Finstern wohl eine Stunde lang immer steil bergab. Endlich wurde es heller um sie her; ein bläuliches Licht erfüllte die ungeheuren Gewölbe, ohne daß sie sahen, wo es herkam; und bei diesem Schimmer wurden sie inne, daß die Wände neben ihnen und die Decke über ihrem Haupt, und der Fußboden, auf welchem sie gingen, ganz und gar aus Todtengebeinen bestanden.

Große Haufen davon lagen überdies noch hier und da am Wege.

„Hier liegt die alte Heidenwelt begraben!“ sagte Bolko der zweite. Und sie gingen immer weiter bis an ein hohes eisernes Thor, das Raimund nicht zu öffnen vermochte. Er zog daher sein Schwert und schlug dagegen. Es gab einen lauten Klang, der weit hin durch die Klüfte dröhnte, und im Augenblicke kam Leben in die Todtenbeinhaufen um sie her; sie fingen sich an zu bewegen, rasselten und klapperten durcheinander und setzten sich endlich in unzählige Gerippe zusammen, die von allen Seiten drohend auf Raimund und seine Gefähten eindrangen. Bolko schrie laut auf vor Entsetzen und wollte sich hinter seinen Herrn verbergen; allein Bolko der 2te zog den Degen und warf sich keck der andringenden Schaar entgegen, und so mußte jener trotz seiner Todesangst ihm nach und wacker einhauen auf den Feind. Dabei ging es nun ohne manchen tüchtigen Puff und Schlag und ohne manche klappernde Ohrfeige von den Knochenhänden nicht ab, und Bolko schrie, so oft er getroffen ward, wie ein Gespießter und bat die gestrengen Herrn Todtengerippe, sie möchten doch barmherzig seyn und es ihn nicht entgelten lassen; er könne ja nicht dafür, und müsse thun was jener verdammte Kobold thäte!

Indeß fing zu Raimunds Füßen der Boden an zu wanken, und theilte sich empor, und aus der Tiefe stieg ein bleiches Riesenhaupt, mit einer eisernen Krone, das schüttelte sich die Erde aus den grauen struppichten Haaren, that die Augenlieder auf, starrte Raimunden mit halb gebrochenen Augen an und sprach mit dumpfer, heiserer Stimme: „Warum störst du mich im Schlaf?“ Und da Raimund, doch ein wenig entsetzt, nicht gleich zu antworten vermochte, hob sich die Gestalt immer höher aus ihrem Grabe, und er sah, daß sie mit einem Panzerhemd von Todtenbeinen und eisernen Ketten bekleidet war; in ihrer Rechten trug sie einen Wurfpfeil. Raimund ermannte sich und rief: „Gieb das Schwert heraus, das hier verborgen liegt, denn ihm ist bestimmt zu herrschen auf der Erde! und drang dabei muthig auf die Gestalt ein. Doch als er sie mit der Spitze seines Schwerts berührte, fühlte er plötzlich seinen Arm gelähmt, es ward ihm dunkel vor den Augen, seine Knie zitterten, er bebte zurück, und die Gestalt schwang hohnlachend den Wurfpfeil, um ihn zu durchboren; da war ihm plötzlich, als hörte er die Stimme seiner Mutter, die ihm Muth einsprach, und schnell riß er die Alpenrose von ihrem Grabe, aus der Schärpe; Muth und Leben kam in seine Brust zurück, er unterlief den geschwungenen Pfeil, berührte die Gestalt mit

seiner Rose, und im Augenblick war sie versunken und verschwunden; rasselnd stürzten zu gleicher Zeit die Gerippe hinter ihm zusammen und vor ihm sprang die eiserne Pforte weit auf.

Er trat in eine weite Halle von grauen Basaltpfeilern gebildet und sah in der Mitte derselben eine eherne Truhe stehen, worin, wie er wußte, das Schwert verwahrt lag, das er suchte. Schnell ging er darauf zu und faßte den Deckel. Doch in dem Augenblick erschallte ein über alle Maßen entsetzliches Wehgeschrei von allen Seiten, rothe Blitze fuhren prasselnd aus dem Boden und sprangen von der Decke herab, Donnerschläge krachten um ihn her, die Erde bebte, gräßliche Gestalten rauschten an ihm vorüber und gellten ihm ihr furchtbares Weh! in die Ohren. Fast wollten ihm die Sinne vergehen, dennoch aber hob er muthig den Deckel auf, und faßte nach dem Schwert, das wie ein Kreuz gebildet war, und auf seiner Klinge gleichfalls ein goldenes Kreuz eingeschlagen trug; indem er es aber ergriff, geschah ein gewaltiger Schlag, der Boden versank rings um ihn, die Gewölbe stürzten ein, er stand in schwarzer Finsterniß und dumpfer und dumpfer scholl das Krachen der Felsentrümmer zu ihm herauf, die in den Abgrund hinabrollten. Endlich ward es ganz still, daß er das Klopfen seines Herzens hören konnte. — So stand er eine Weile fast betäubt;

dann fühlte er mit dem Schwerte nach allen Richtungen um sich her und ward gewahr, daß er auf einer schroffen Felsenspitze stand, rings um ihn herum der Abgrund, so daß er an der Möglichkeit verzweifelte von hier zu entkommen, und dem langsamen, qualvollen Tode entgegen sah in dieser gräßlichen Einöde. Da fing auf einmal die Alpenrose, die er noch in der Hand trug, mit einem rosenfarbenen Schimmer zu leuchten an, und bei dem Schimmer sah er, daß in geringer Tiefe unten ihm zwei Basaltpfeiler beim Zusammenstürzen sich aneinander gelehnt hatten und so eine schmale Brücke über den Abgrund bildeten. Freudig und muthig stieg er hinab, und betrat die Brücke, die kaum einen Fuß breit war. Unten in der Tiefe begann es von neuem zu rauschen und zu toben, graue Schatten schwirrten vor ihm hin und her, langten und schnappten nach ihm, und suchten seine Blicke zu verwirren, und zu gleicher Zeit war es ihm, als hörte er Wolfgangs und Thorhildens Stimme, die ihn drunten um Hülfe riefen. Er ließ sich aber nicht irre machen, hielt die Augen fest auf seinen schmalen Pfad geheftet, und gelangte so glücklich auf die andere Seite. Dort war er nicht lange gegangen, als er seine beiden Gefährten antraf, die ihn schon verloren gegeben hatten. Sie erreichten den Ausgang der Höhle, fanden ihre Rosse wieder

und trabten nun wohlgemuth ihren Weg gerade nach der Burg des Königs Giselherr.

Achtes Kapitel.

Beschluß.

Als Raimund das stattliche Gebäude auf seinem Hügel vor sich liegen sah, da schlug ihm das Herz vor freudigem Muth und Erwartung.

Thorhilda empfing ihn, und indem sie ihn zum Könige führte, erzählte sie, daß es ihr zwar gelungen sey durch die wundervollen Töne der Laute ihres Vaters Schmerzen zu lindern, ja sogar oft ihn damit in einen kurzen Schlummer zu lullen, daß aber nach wie vor die beiden Schlangen sich jede Nacht einstellten zu dem entsetzlichen Mahl, und der alte König mit Sehnsucht ihm entgegensehe, als auf den seine letzte Hoffnung gestellt sey.

Raimund fand den König beim Banket, von vielen Rittern und Frauen umgeben. Der Becher ging fleißig um und eine lustige Musik ließ sich dazu hören; denn auf diese Weise suchte der König sich zu betäuben und die schrecklichen Nächte zu vergessen, die seiner harrten. Mit Thränen hieß er seinen Kämpfer willkommen und eine freudige Röthe stieg auf seine bleichen abgezehrten Wangen, indem er

Raimunds jugendliche und doch so stolze kräftige Gestalt betrachtete und das Schwert mit dem Kreuze in seiner Hand sah. Er verlangte, daß er erst einige Tage ausruhen und Kräfte sammeln sollte zum Kampfe, allein Raimund, den die Thränen des Königs auf dem Herzen brannten und der wieder an Wolfgangs Sprüchlein dachte:

Selbst, Hintereinander und Behend,
Die bringen alles wohl zu End'.

Raimund setzte gleich dieselbe Nacht dazu fest.

Und als es begann finster zu werden, da wurden auch die Gäste in der Halle immer stiller, und als Mitternacht heran kam, schlich einer nach dem andern sich davon, die Musik verstummte, die Halle ward leer, selbst die Diener des Königs verließen die Burg, und alle miteinander begaben sich auf einen nahen Hügel, dort den Ausgang zu erwarten, und endlich war niemand mehr bei dem König als Thorhilda und Raimund. Dieser aber ging jetzt hinaus und befahl Volkon, ihm seine Rüstung anzulegen, und als dies geschehen, ging er in die große Waffenhalle, die an des Königs Gemächer stieß und die mit vielen Fackeln hell erleuchtet war: denn hier wollte er seinen Feind erwarten.

Er trat an ein Fenster, welches die Aussicht über den Hof hinweg in das freie Feld gab. Dunkle

Wolken zogen langsam an Himmel hin; dazwischen schaute der Mond dann und wann klar und freundlich herab. Und als er jetzt eben wieder hell in die Gegend schien, wurde Raimund zwei glänzende Streifen gewahr, die nebeneinander über das Feld her wie zwei schnellrinnende Wasserbäche auf die Burg zu kamen, und indem er noch zweifelte, was dies seyn möchte, zeigte es sich schon ganz nahe, und er merkte nun, daß es die Schlangen waren, die ungestüm herbeischossen und deren Schuppenhaut so im Mondlicht glänzte. Es dauerte auch gar nicht lange, da sah er ihre gräulichen Häupter, die sich hoch über die Burgmauer erhoben, dann sich auf der andern Seite herabsenkten, und den langen Leib schleppend nach sich zogen. Und er hatte kaum Zeit von dem Fenster zurück zu treten, und sein Schwert mit dem Kreuze zur Hand zu nehmen, da hörte er sie schon die steinerne Treppe heraufrauschen, als ob es eine Schaar gewappneter Männer wäre, und auf sprang die Thür, und in hundertfachen Ringen sich durcheinander schlingend und sich drängend, quollen die ungeheuren Leiber durch die Oeffnung, bäumten sich dann in die Höhe und schienen einen Augenblick zu stutzen über die ungewöhnliche Erleuchtung und über den Ritter, der sie festen Fußes erwartete; plötzlich aber schossen sie gräßlich zischend auf Raimund ein, ihn zu umstricken. Doch

Raimund empfing sie mit einem gewaltigen Kreuzhieb, der beide traf, und obgleich sein Schwert von ihrem Schuppenpanzer abprellte, ohne sie zu verletzen, wichen sie dennoch alsogleich zurück, ringelten sich aber nun bald in weiten, bald in engen Kreisen mit Blitzesschnelligkeit immer um ihn herum, und zwangen ihn dadurch, daß er sich gleichfalls rastlos bald da, bald dorthin drehen und wenden mußte, um überall mit dem Schwert ihrer gewärtig zu seyn. So dauerte der Kampf lange Zeit unentschieden, bis Raimund seinen Arm matt werden fühlte und immer matter; seine Brust keuchte, die Last der schweren Rüstung drückte ihn zu Boden, seine Bewegungen wurden langsamer, und immer schneller und in immer engern Kreisen umringelten ihn die beiden Ungeheuer; endlich wurde es ihm ganz dunkel vor den Augen, kalter Schweiß trat an seine Stirn, in gänzlicher Erschöpfung sank er in die Knie, das Schwert glitt aus seiner Hand, wüthend schossen die Schlangen auf ihn los: er gab sich verloren. Da, in dem Augenblick, erklangen aus dem Nebengemach Thorhildens Lautentöne in mächtigen Akkorden; die Schlangen horchten und standen still, und Raimund, dem die Töne neue Lebensglut in die Brust strömten, faßte sein Schwert, riß sich empor, und mit starkem Willen die letzten Kräfte zusammenraffend, hieb er mit *einem* Streich den

Ungeheuern die goldnen Kronen von den Häuptern, und hoch empor bäumten sie sich noch einmal und stürzten dann prasselnd nieder, daß die Mauern der Burg von dem Falle erbebten.

Freudig eilte Thorhilde herbei; auch Bolko, den sein Ebenbild seit dem Eintritt in die Burg verlassen, und der sich jetzt in der Nähe versteckt gehalten hatte, kam hurtig gelaufen, und als er die Riesenleiber der Schlangen ohne Regung am Boden liegen sah, riß er das Fenster auf, und verkündigte die frohe Mähr mit lauter Stimme. Da strömten Herren und Diener, Männer und Frauen mit frohem Getümmel herzu, und die ganze Burg erschallte von lautem Jubel, und so begleiteten sie Raimunden zum König. Dieser heftete seine Lippen voll Inbrunst auf das Schwert mit dem Kreuze, umarmte dann seinen Ritter, legte Thorhildens Hand in die seinige, und ernannte ihn vor allem Volke zu seinem Erben und Nachfolger auf dem Throne.

Doch auf einmal mitten in dem Jubel sprengten Eilboten in die Burg, traten vor den König und meldeten, daß ein feindliches Heer in das Land gefallen, und bereits ganz in der Nähe sey, und wie es überall seine Absicht verkünde, den König vom Throne zu stoßen, den er widerrechtlich besitze.

Auf diese Botschaft griffen Schreck und Bestürzung um sich, unter denen, die zugegen waren; und

der König neigte sein Haupt auf die Brust und sprach: der Himmel ist noch nicht versöhnt! Raimund aber redete allen Muth ein und bat den König, schnell seine Mannen aufbieten zu lassen, er selbst wolle mit den anwesenden Rittern und allem was in der Burg die Waffen zu tragen vermöge, sogleich hinausziehen dem Feinde entgegen, und sehen, was vielleicht indeß mit Gott zu thun sey.

Es geschah, so wie er gesprochen, und an der Spitze seines kleinen Häufleins zog er aus der Burg.

Sie hatten nun eben erst die nächsten Anhöhen erreicht, da sahen sie schon einen Theil des feindlichen Heers im Thale halten, und hinter demselben, und rechts und links zeigten sich große Staubwolken, und daraus hervor blitzten in der Morgensonne die Waffen heranrückender Schaaren.

Ein Herold ritt ihnen alsbald entgegen, und fragte an: ob sie kämen, sich ihrem rechtmäßigen Könige zu unterwerfen? denn dieser sey im feindlichen Lager. Und falls sie dort sich mit eignen Augen und Ohren davon überzeugen wollten, biete er ihnen im Namen seines Herrn sicheres Geleit an. Doch Raimund entgegnete unwillig: Auf eine Frage, die mit dem Schwert in der Hand an ihn gethan werde, wisse er auch nur mit dem Schwerte zu antworten. Wenn dem feindlichen Heerführer danach

gelüste, so möge er sich ihm stellen, Mann gegen Mann; dann wolle er ihm nach Kräften Bescheid thun. Den Weg aber ins feindliche Lager hoffte er bald auch ohne Geleit zu finden.

Und der Herold war kaum bei den Seinigen wieder angelangt, da sprengte ein Ritter in schimmernder Silberrüstung ganz allein rasch ars dem Haufen hervor ins flache Feld zwischen ihnen und dem feindlichen Heer. Sogleich führte Raimund seine kleine Schaar die Anhöhen hinab, ließ sie am Fuße derselben Halt machen, und sprengte allein dem Ritter rasch entgegen. Er sah bald, daß dieser keine Lanze führte und es also auf einen Kampf mit dem Schwerte abgesehen sey, warf daher die seinige gleichfalls von sich, und so ritten sie in gestrecktem Laufe grade auf einander los. Doch als sie sich bis auf wenige Schritte nahe gekommen waren, hielten sie beide an, und wogen einander mit den Blicken, und Raimund freute sich der hohen, königlichen Gestalt des Gegners. Hierauf zogen sie beide rasch den Helmsturz herunter, und griffen zu den Schwertern, den Kampf zu beginnen. Da rief plötzlich der Ritter: „Haltet ein!“ und warf sein Schwert in die Scheide zurück. „Ihr blutet!“ fuhr er fort. „Nicht Ehre brächt' es mir, mit einem schon Verwundeten zu kämpfen.“

Voll Verwunderung sah Raimund in der That das Blut an seinem Panzer herabrieseln, doch wurde er bald gewahr, daß es aus der Schärpe kam, worin er seine Alpenrose verwahrt trug. Er zog sie schnell hervor, und siehe! traurig neigte die Rose das Haupt, und helle Blutstropfen standen auf ihren Blättern.

In dem Augenblick vernahm er lautes Rufen von der Seite, und zwei Reiter jagten herbei und schrien schon von weitem: haltet ein! Und Raimund erkannte in dem einen Meister Ezzelino, in dem andern aber seinen Vater Wolfgang. Sie warfen sich sogleich zwischen die beiden Kämpfer, und Ezzelino rief: „Prinz Gundibert, was willst du thun! Es ist dein Sohn.“ Wolfgang aber faßte Raimunds Arm, nahm ihm das Schwert aus der Hand und sprach: „Gegen wen streitest du, Raimund! Dieser dort ist dein Vater, nicht ich.“ — Und dann sich zu dem Fürsten wendend, der vom Pferde gesprungen war, und dessen Hand an seine Brust drückend: „So lebt ihr wirklich,“ rief er, „mein theurer Fürst und Herr! Und diese alten Augen sehen euch wieder, die euren Tod so oft und so lange beweint! Kommt nur! — Er ists; es ist Raimund, euer Sohn, den ihr meinen Händen anvertraut, und den ich jetzt euch wiedergebe.“

Und seine Mutter? rief Prinz Gundibert.

„Sie hat euch ihr Bild zurückgelassen, da sie ging!“ entgegnete Wolfgang langsam und mit niedergeschlagenen Augen, und nahm Raimunden den Helm vom Haupte. Da sah der Vater seines Sohnes herrlich blühende Gestalt, er erkannte der geliebten Mutter theure Züge, und neben die freudige Gegenwart stellte sich wehmüthige Erinnerung, und tief bewegt von Schmerz und Lust schloß er den Sohn in seine Arme und hielt ihn lange schweigend fest. Dann richtete er sich empor, reichte den beiden Freunden dankend seine Hand, und erzählte ihnen mit kurzen Worten, wie er den Nachstellungen seines Bruders nur durch die Flucht übers Meer entgangen sey, wie er nach vielen seltsamen Abenteuern endlich zurückgekehrt und Schutz und Hülfe gefunden bei dem König von Burgund, der ihm ein Heer ausgerüstet habe, sich damit sein angestammtes Königreich wieder zu erwerben.

„Ihr kommt zu spät!“ unterbrach ihn Ezzelino lächelnd, euer Sohn hat sichs bereits erworben. Denn als ich ihm und seiner Mutter und Wolfgang dem treuen Diener eine sichere Freistatt bereitet in meinen Bergen, da schwur ich es dem Andenken an unsre alte Freundschaft zu, daß euer Sohn die Krone tragen solle, die für euch bestimmt war, doch

sollte er sie sich erst vorher verdienen, und wahrlich! das hat er gethan mit Ruhm und Ehren."

Und nun, indeß sie mit einem frohlockenden Gefolge, das sich um sie versammelte, der Burg zuritten, erzählte Meister Ezzelino wie sich alles zugetragen, und Raimund erkannte wohl, daß seine Vermuthung ihn nicht betrogen, und daß Meister Ezzelino niemand anders sey, als der Berggeist, den er in Sagen und in Liedern von frühster Jugend an gekannt, und dessen Treiben und Wirken er mit schauerlicher Lust sich oft so nahe geahnt hatte.

So waren sie bis vor das Thor der königlichen Burg gekommen. Da trat König Giselherr aus dem Thor, von seiner Dienerschaft und unzähligem Volk umgeben, ging ihnen entgegen und indem er sich vor seinem Bruder auf ein Knie niederließ, nahm er die Krone von seinem Haupte und legte sie zu seines Bruders Füßen. Als Prinz Gundibert aber den König in dieser demüthigen Gestalt erblickte, und ihm in das bleiche abgezehrte Gesicht , wie schwand Groll und Rache aus seinem Herzen; er sprang vom Pferde, hob ihn auf und verzieh ihm, wollte auch die Krone nicht von ihm annehmen, sondern verlangte, daß Raimund und Thorhilda den Thron besteigen und miteinander herrschen sollten. Doch Raimund rief mit lauter Stimme: „Da sey

Gott für, daß ich jemals zu herrschen begehre, so lange mein Vater noch lebt!« Und das ganze Volk jauchzte ihm Beifall zu, und rief Prinz Gundibert zum König aus.

König Giselherr aber bat seinen Bruder, daß er ihm vergönne ein Kloster zu erbauen im Walde an der Stelle, wo er einst die Schlangenhöhle gefunden, damit er dort, nachdem er ein Christ geworden, den Rest seines Lebens dazu verwenden möge, sich mit dem Himmel zu versöhnen. Darauf führte er sie alle in die Burg, denn heute noch einmal sollten sie seine Gäste seyn. Und indem sie hineinzogen, ward Meister Ezzelino Freund Bolko gewahr, reichte ihm lachend die Hand und sprach: »Nun, Bruder Bolko Nummer 1, gieb deinem Bolko Nummer 2 nur immerhin freundlich die Hand und halte mir den Scherz zu gut. Zur Schadloshaltung verehre ich das Dachskränzlein dir und deinen Nachkommen. Halt' es in Ehren, und gebrauche es mit Verstand.

Und Bolko hielt das Dachskränzlein in Ehren und gebrauchte es mit Verstand, und es erhielt sich bei seiner Nachkommenschaft lange Zeit, bis es endlich, man weiß nicht wie, abhanden gekommen ist. Ein gleiches aber geschah auch mit dem Schwerte Raimunds, der nach seines Vaters Tode lange Jahre regierte als ein weiser, tapferer und gerechter König.

Das soll, wie man sagt, in neuern Zeiten ganz verloren gegangen seyn.

Und so können wir zum Schluß nichts besseres wünschen, als allen wackern Dichtern und Sängern, daß sie das Dachsränzlein; allen wackern Königen und Fürsten aber, daß sie das Schwert wiederfinden mögen sich selbst zu Nutz und Frommen und der Welt zum Heil!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler

im vierten Bande.

S. 269. Z. 10. v. u. lies: Berg.
— 270. Z. 1. v. o. l. genöthigt.
— 309. Z. 6. v. o. l. werden.

38

38

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salice-Contessa, Carl Wilhelm,

Schriften

Bd.: Bd. 5

Leipzig (1826)

P.o.germ. 242 m-4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106962-9